

STEIN FICHTE EICHENDORFF HUMBOLDT

CLAUSEWITZ VOIGT ARNDT KLEIST  
**KÖNIGSBERGER**

VON **GÄSTEBUCH** DAHN

STEIN FICHTE EICHENDORFF HUMBOLDT

CLAUSEWITZ VOIGT ARNDT KLEIST

VON BAER ROSENKRANZ WAGNER DAHN

STEIN FICHTE EICHENDORFF HUMBOLDT

CLAUSEWITZ VOIGT ARNDT KLEIST

VON BAER ROSENKRANZ WAGNER DAHN

STEIN FICHTE EICHENDORFF HUMBOLDT

CLAUSEWITZ VOIGT ARNDT KLEIST

VON BAER ROSENKRANZ WAGNER DAHN

STEIN FICHTE EICHENDORFF HUMBOLDT

CLAUSEWITZ VOIGT ARNDT KLEIST

---

VON **GRÄFE UND UNZER VERLAG** DAHN

STEIN FIC **KÖNIGSBERG (PR)** HUMBOLDT

CLAUSEWITZ VOIGT ARNDT KLEIST





54071 1003-02260

# KÖNIGSBERGER GÄSTEBUCH



**Biblioteka Główna**  
Uniwersytetu Gdańskiego



1100102353

---

GRÄFE UND UNZER VERLAG  
KÖNIGSBERG (PR)

Mit kurzen Biographien von Dr. Walther Franz

Herausgegeben von Philipp Hofstötter



15. 15. 1.

15. 15. 3.

I 522315

1943

Gedruckt in der Graphischen Kunstanstalt Königsberg (Pr)

30.000

IA 260/5/92

*Das Königsberger Gästebuch vereinigt Briefe, Aussprüche und kurze Aufsätze großer Männer, die, aus allen Teilen unseres großen deutschen Vaterlandes stammend, eine kürzere oder längere Zeit ihres Lebens in Königsberg verbracht haben.*

*Die Aufgabe dieses kleinen Buches wird deutlich, wenn wir erfahren haben, wie der Geist der Umwelt auf einen Menschen seinen Einfluß ausübt und in seinen Äußerungen und Handlungen deutlich sichtbar wird. Dem aufmerksamen Leser wird dies nicht verborgen bleiben, vor allem dann nicht, wenn wir uns der vor einigen Jahren erschienenen „Königsberger Weisheiten“ erinnern.*

*Tritt dort als Wesentlichstes unter dem alles überragenden Gestirn des großen Philosophen die geistige Leistung zutage, die aus dieser Stadt von dem Kreise um Immanuel Kant in alle Welt ausstrahlte, so kommt uns hier die zweite weltgeschichtliche Tat Königsbergs entgegen: der Aufbruch zu den Befreiungskriegen. Hier wie dort erkennen wir die preußisch-deutsche Idee der Pflicht und die kristallklare Luft eines reinen zielbewußten Geistes.*



# KARL FREIHERR VOM UND ZUM STEIN

wurde am 26. Oktober 1757 zu Nassau (Lahn) geboren. Er trat in den preußischen Staatsdienst und wurde 1804 Minister. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt eilte er nach Königsberg und blieb hier bis nach der Schlacht von Eylau (zeitweilig auch in Memel). Als Gegner der Kabinettspolitik wurde er im Januar 1807 schmähdlich entlassen; aber vom König, der ihn mehr fürchtete als liebte, schon im Juli wieder zurückgerufen. Er führte die Bauernbefreiung durch und schuf hier, auf dem Vorder-Roßgarten (in der Nähe der heutigen Stadthalle) im Hause des Polizeidirektors Frey wohnend, der den Erlaß stark bestimmte, die Städteordnung vom 19. November 1808. Im November desselben Jahres mußte „le nommé Stein“ auf Vorstellungen Napoleons seines Postens wieder enthoben werden. Geächtet ging er nach Österreich und dann nach



*Rußland, von dort kehrte er am 22. Januar 1813 nach Königsberg zurück, um hier (bis zum 7. Februar) mitzuarbeiten an der Erhebung Ostpreußens. 1815 zog sich der liberale Staatsmann, der für Selbstverwaltung und Freihandel, für die Rückgabe des Elsaß und die Einigung Deutschlands eingetreten war, ins Privatleben zurück. Auf seinem Gute Kappenberg in Nassau ist er am 29. Juni 1831 gestorben.*

## IMMEDIAT-SCHREIBEN STEINS

Königsberg, 14. August 1808.

Die Ansichten, die H. Ob.-Lt. von Gneisenau in seinem Memoire aufstellt, entsprechen vollkommen meiner Überzeugung, und kein Regent, der von ihr ergriffen ist, kann einen Augenblick mehr zweifelhaft sein über die Frage, ob es ratsamer ist, zahm und geduldig die Aussprüche eines verruchten Tyrannen abzuwarten, oder den blutigen Kampf um Ehre und Unabhängigkeit und die Erhaltung seines Thrones zu erneuern.

Denn ihn wird Herabsetzung von seinem hohen Stand und Verlust seiner Unabhängigkeit treffen. Der Privatmann kann leicht in seine Verhältnisse zurücktreten und ruhig und unbemerkt den Übergang in ein besseres Leben abwarten. Rät ein solcher zur Ergreifung kräftiger Maßregeln, so entsagt er allen Annehmlichkeiten eines sorglosen Daseins, er setzt sein Eigentum und sein Leben auf das Spiel, und er erhält hierdurch einen größeren Anspruch auf Aufmerksamkeit und Achtung der Regenten, als der große Haufen gemeiner, sinnlicher und träger Egoisten, die unbedingte Hingebung und Aufopferung jedes Gefühls

von Ehre und Edelmut empfehlen, damit nur ein elendes, genießendes Leben gefristet werde.

Was Volksbewaffnung in Verbindung mit stehenden Truppen vermag, wenn beide, Nation und Soldat, von einem gemeinschaftlichen Geist beseelt sind, sieht man in Spanien und sah man in der Vendée und in Tirol. Die Anhänglichkeit an das Regenten-Haus, Verfassung und die Erbitterung gegen einen übermütigen räuberischen Feind ist in den Preußischen Provinzen groß und wird sich mit Kraft und, gut geleitet, mit Erfolg äußern.

Wie dieser Geist zu erhalten und zu verstärken sei, wie seine Äußerungen zu leiten, hierüber werden E. M. in wenigen Tagen Pläne zur Genehmigung vorgelegt werden. Wird diese erfolgen, so unternehme man ihre Ausführung mit Klugheit, Mut und Vertrauen auf Gott und entferne alle die gemeinen erbärmlichen Egoisten, die, mit der Schande vertraut, nur ihre Trägheit und Sinnlichkeit zu befriedigen suchen.

## DAS POLITISCHE TESTAMENT

Königsberg, 24. November 1808.

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staates, für den ich lebe und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältnissen herrscht die Notwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. In der Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel. Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke

stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nötigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe.

Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbuntertänigkeit, ist vernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigentums ist proklamiert. Dem Volke ist die Befugnis, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur einzelnen nützten und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern um Ihnen zur Beurteilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

1. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mituntertans zu bestimmen oder zu leiten mit einem Grundstücke ererbt und erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Untertan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König

sei Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Prinzips von seiten des Generaldepartements gemacht.

2. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Untertanen nötigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzliche Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiktion ist bereits eingeleitet.

3. Die Erbuntertänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht des Zivilkommissars der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnungen die Erbuntertänigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamental-Gesetz unseres Staates, unsere Habeaskorpusakte, geschehen. Bisher erschienen mir diese Versuche keiner Beachtung wert, teils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Teil von ihm sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mituntertanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das Allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durch-

aus zureichend. In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Untertanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König begründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

Das nächste Erfordernis scheint

4. eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir notwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennenlernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunal-Angelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Plans hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

5. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Dieses hat notwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Wert, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb, und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Konkurrenz gestattet werden müssen.

Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem einen widerfährt, betrachtet der andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Notwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen darüber liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit wert sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

6. die allgemeine Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß notwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem

Stände erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbuntertänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Wertes noch bedürfen. Hierzu zähle ich 7. die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar kein Übel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet. Diese Dienste aber führen eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist. Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheits-Auseinandersetzung fördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritt des Volkes, der aus jenen Fundamentalsätzen notwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugnis Gebrauch zu machen.

8. Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volkes, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum Könige und Vaterlande in der Tat gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlicher, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Kandidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen, auch

durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu fördern.

9. Am meisten aber hierbei, wie im ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht,

Liebe zu Gott, König und Vaterland

sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen. Alle kleine Mängel unserer Verfassung, namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden. Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein, und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entschiedene, auch durch die neuen Militär- und Zivil-Einrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Mut stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

---



Es ist aber nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln.

Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt und die Kenntnis kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in gymnastischen Übungen allgemein verbreitet werde.

Denn nicht der Erfolg soll uns in unserer Handlung bestimmen, ihn hat die Vorsehung dem Auge des Menschen entrückt, die Menge der ineinandergreifenden Umstände, von denen er abhängt, ist unübersehbar und unberechenbar, daher hat sie in des Menschen Brust das Gefühl für Recht und Pflicht gelegt, das uns in dem Dunkel, worin sie die Zukunft gehüllt hat, leiten soll, das uns selbst oft gebietet, dem unvermeidlichen Untergang für eine große edle Sache entgegenzugehen, also selbst bei der Gewißheit des Nichterfolges zu handeln...

Sie sagen mit vollem Recht, man nimmt den Glauben nicht wie eine Prise Tabak, denn ich vermisse bei diesem Gleichnis irgend eine Ähnlichkeit, und es gehört zu denen, die nicht einmal hinken, sondern selbst nicht gehen. Den Glauben vernünftelt man, wie alle Metaphysiker und Theologen behaupten, so wenig herbei, als man ihn einschnupft, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demut und mit gänzlicher Selbstverleugnung.

# JOHANN DAVID LUDWIG GRAF YORCK VON WARTENBURG

wurde am 26. September 1759 zu Potsdam geboren. Seine Jugendzeit verbrachte er in Königsberg und Braunsberg, wo sein Vater als Hauptmann in Garnison lag. 1779 wurde der junge Yorck wegen Insubordination entlassen und mit einjähriger Festungshaft bestraft, die er auf Fort Friedrichsburg bei Königsberg verbüßte. Er trat darauf in holländische Dienste, wurde aber 1787 wieder preußischer Offizier. Nach dem Zusammenbruch des preußischen Heeres kam er im Juni 1807 erneut nach Königsberg. Er war Gegner der Steinschen Reformen und gehörte auch zu dem oppositionellen Perponcherischen Klub, der in der Junkerstraße tagte. Er wurde Befehlshaber des preußischen Hilfskorps Napoleons gegen Rußland und schloß am 30. Dezember 1812 eigenmächtig die Konvention von Taugoggen. Vom 8. Januar bis zum 19. Februar 1813

*weilte er wieder in Königsberg, wo er in der berühmten Ständeversammlung Ostpreußen zum Freiheitskampf aufrief. Er siegte in Schlesien, überschritt am 1. Januar 1814 bei Caub den Rhein, und nahm 1815 den Abschied. Er starb am 4. Oktober 1830 in Kleinöls bei Breslau.*

## AUFRUF ZUR BILDUNG DES ERSTEN PREUSSISCHEN NATIONAL-KAVALLERIE-KORPS

Erhaben und der Nachwelt würdig, spricht sich in diesem hochwichtigen Moment, im Königreich Preußen, der Geist der Liebe und Treue gegen Monarch und Vaterland durch die Repräsentanten der Nation aus. Bereit, kein Opfer zu scheuen, wodurch dem Vaterlande seine Selbständigkeit, das Palladium der Privatwohlfahrt wieder genommen werden kann, sehe ich mich nicht allein kräftig unterstützt in meinem Wirken, sondern erhalte auch noch Anerbietungen, welche das Gepräge des reinsten Patriotismus, der edelsten Selbstverleugnung tragen.

Wie sollte nun mein Vertrauen zu einer Nation, die des Ruhms und Glücks ihrer Väter eingedenk alles daranzusetzen fest entschlossen ist, jenen von neuem zu bestätigen, diesen von neuem zu gewinnen, die den erhabenen Beruf erkennt, Deutschland und Europa das Beispiel wahrer Vaterlandsliebe durch Taten zur Nachahmung aufzustellen, einen Augenblick wanken?

In diesem Vertrauen daher, mit dem vollen Glauben an Wille und Kraft, eröffne ich des edlen und hochgeehrten Komitees des Landtags die Unzulänglichkeit der mir zu Gebote stehenden Mittel, die benötigte Kavallerie zu

bilden. Ich übergebe ihren weisen Beratungen zum weiteren Vortrage den Entwurf zur Formation eines Regiments Preußischer National-Kavallerie aus den freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes, und erfreue mich des Glaubens, daß dies eine Gelegenheit darbieten wird, wo auch weniger Bemittelte Beweise der Treue und Liebe zu König und Verfassung an dem Altar des Vaterlandes als Opfer niederlegen können.

Es würde demnach ein Korps preußischer National-Kavallerie von 1000 Mann und 1000 Pferden aus Ostpreußen und Litauen zu formieren sein.

Jeder, der hinzutritt, bringt ein gutes Husarenpferd, versehen mit

1. einer Trense,
2. einem Woilach und Übergurt,
3. einem ungarischen Sattel mit Halfter, Hinterzeug und Zubehör,
4. einer Überdecke von schwarzem Schaffell

mit.

Was auf diesem Wege zur Komplettierung nicht erlangt würde, könnte durch Beiträge nach der Hufenzahl bewirkt werden.

Für die Bekleidung der Mannschaft und was an der des Pferdes noch fehlt, sorgt der Staat.

Die Kopfzahl von 1000 Mann Kavallerie wird von der zur Formation neuer Korps bereits als bedürftig angegebenen Mannschaft abgerechnet.

Die Offiziersstellen werden von Sr. Majestät dem Könige besetzt, jedoch bleibt eine gewisse Zahl offen für junge

Leute, welche jetzt den schönen Kampf für Freiheit und Recht den friedlichen Beschäftigungen vorziehen.

Talente und ausgezeichnetes Verdienst werden nicht weniger stets höhere Chargen offenfinden und nicht unerkant bleiben.

Das Korps wird den Namen des ersten preußischen National-Kavallerie-Korps führen, um, wenn Vaterlandsliebe oder Notwendigkeit gebieten, ein zweites ihm zur Seite zu stellen, es als erstes Kennzeichen des Patriotismus seinen Rang zu behaupten.

Sobald sich nun der Wille der Bewohner Preußens sonst glücklichen und segensreichen Fluren durch das Organ ihrer Repräsentanten ausgesprochen hat, behalte ich mir vor, das Nähere wegen Zeit und Ort der Formation und alle übrigen nötigen Bestimmungen bekanntzumachen.

Mit hoher Achtung wird die Mit- und Nachwelt, mit freudigem Herzen ob der Liebe und Treue der Monarch, mit erhebendem Gefühl über das Vertrauen der edlen Preußen werde ich alles dasjenige erkennen, was die reinsten Motive sie zu leisten vermögen und die Preußens Bewohner von je her so ruhmwürdig auszeichneten.

Königsberg, den 8. Februar 1813.

(gez.) v. York.

# JOHANN GOTTLIEB FICHTE

wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Sächsischen Lausitz als Sohn eines armen Bandwirkers geboren. Er studierte in Jena, Leipzig und Wittenberg Theologie und erfuhr durch die Bekanntschaft mit der Philosophie Kants einen völligen Wandel seiner Denkungsweise. Er reist nach Königsberg und übergibt Kant seinen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ mit der Widmung: „Dem Philosophen!“ Kant liest sie in heller Freude binnen zweier Tage, spendet anerkennende Worte und verschafft Fichte eine Hauslehrerstelle bei Danzig. Hartung schickt das gedruckte Werk ins Reich, ohne den Verfasser auf dem Titelblatt zu nennen. Alle halten Kant für den Verfasser, wodurch Fichte urplötzlich zu Ruhm gelangt. Im Oktober 1806 kommt er noch einmal nach Königsberg, wo er eine provisorische Professur verwaltet und über die Wissenschaftslehre

*liest. Während des Sommersemesters hält er keine Vorlesungen, sondern vertieft sich in Pestalozzis Schriften. Am 13. Juni 1807 geht er über Memel nach Kopenhagen und Ende August nach Berlin, wo er den rechten Widerhall für seine „Reden an die deutsche Nation“ fand. Berlins Universität wird auch die Stätte seines künftigen Wirkens als Hochschullehrer. Er starb dort am 29. Januar 1814.*

An meinem Leben und meinen Schicksalen liegt nichts;  
an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel.

Der Zweck des Erdenlebens der Menschheit ist der, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte.

Alles Vernunftlose sich zu unterwerfen, frei nach seinem eigenen Gesetze es zu beherrschen, ist letzter Endzweck des Menschen, welcher letzte Zweck zwar völlig unerreichbar ist und auch ewig bleiben muß, wenn der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu sein, und wenn er nicht Gott werden soll.

Wir wollen freilich Freiheit und sollen sie wollen; aber wahre Freiheit entsteht nur vermittels des Durchganges durch die höchste Gesetzmäßigkeit.

Alle Kraft des Menschen wird erworben durch Kampf mit sich selbst und Überwindung seiner selbst.

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft.

Um Mut zu zeigen, bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife: den weit höheren Mut, mit Verachtung des Urteils der Menge treu zu bleiben seiner Überzeugung, mutet uns das Leben oft genug zu.

Nur die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Freiheit.

Fröhlich und unbefangen vollbringen, was jedesmal die Pflicht gebietet, ohne Zweifeln und Klügeln über die Folgen! Dadurch wird das Göttliche in uns lebendig und wirklich.

Ich soll vieles haben wollen, damit viel von mir gefordert werden könne.

Offenbare mir, was du wahrhaftig liebst, was du mit deinem ganzen Sehnen suchest und anstrebest, wenn du den wahren Genuß deiner selbst zu finden hoffest, — und du hast mir dadurch dein Leben gedeutet. Was du liebst, das lebest du. Diese angegebene Liebe eben ist dein Leben und die Wurzel, der Sitz und der Mittelpunkt deines Lebens. Alle übrigen Regungen in dir sind Leben nur, inwiefern sie sich nach diesem einzigen Mittelpunkt hinrichten. Daß vielen Menschen es nicht leicht werden dürfte, auf die vorgelegte Frage zu antworten, indem sie gar nicht wissen, was sie lieben, beweist nur, daß diese eigentlich nichts lieben, und eben darum auch nicht leben, weil sie nicht lieben.

Es drängt sich öfters unter den Geschäften und Freuden des Lebens aus der Brust eines jeden nur nicht ganz unedlen Menschen der Seufzer: „Unmöglich kann ein solches Leben meine wahre Bestimmung sein, es muß,



o es muß noch einen ganz anderen Zustand für mich geben!“

Sage man es, wie man wolle, dieser Überdruß an dem Vergänglichen, dieses Sehnen nach einem Höheren, Besseren und Unvergänglichen liegt unaustilgbar im Gemüte des Menschen.

Durch diese Ansicht allein wird ihm das an sich zum Ekel gewordene menschliche Tun und Treiben wieder erträglich.

Unmittelbar im gewöhnlichen Leben und in einer wohlgeordneten Gesellschaft bedarf es der Religion durchaus nicht, um das Leben zu bilden, sondern es reicht für diese Zwecke die wahre Sittlichkeit vollkommen hin. In dieser Richtung ist also die Religion nicht praktisch und kann und soll gar nicht praktisch werden, sondern sie ist lediglich Erkenntnis; sie macht bloß den Menschen sich selber vollkommen klar und verständlich, beantwortet die höchste Frage, die er aufwerfen kann, löst ihm den letzten Widerspruch auf und bringt so vollkommene Einigkeit mit sich selbst und durchgeführte Klarheit in seinen Verstand.

Man hat vergebens so viele Beweise für die Unsterblichkeit gesucht. Einen allgemeinen gibt es nicht. Für seine Person aber kann jeder unmittelbar wissen, wie es mit ihm steht. Sehe er hin in sein Selbstbewußtsein, ob er sich des absoluten Willens der Pflicht bewußt ist oder nicht. Wer sich aber nach der Unsterblichkeit nur recht sehnt, nämlich nach dieser geschilderten, dem ist wohl dieses Sehnen ein Unterpfand derselben.

# ERNST MORITZ ARNDT

*der bekannte patriotische Schriftsteller, wurde am 26. Dezember 1769 zu Groß-Schoritz als Sohn eines leibeigenen schwedischen Untertans geboren. Er studierte Geschichte in Jena und Greifswald, wo er 1805 ordentlicher Professor der Geschichte wurde. Sein Kampf gegen Napoleon brachte ihm Ächtung und Verfolgung ein. Der Freiherr vom Stein berief ihn als Helfer seiner Bemühungen um die Befreiung und die Erneuerung der sittlich-geistigen Kräfte Preußens nach Petersburg, das er nach der Konvention von Taurroggen verließ, um Stein nach Königsberg zu folgen. Arndt langte hier am 22. Januar 1813 an und nahm bei dem Präsidenten Nicolovius Wohnung. Die entfachte vaterländische Begeisterung ließ er durch zahlreiche Flugblätter noch heller aufblitzen. Hier schrieb er die zweite Auflage seines „Kurzen Katechismus“, dem er das schöne*

Lied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ beifügte, und den Aufsatz: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ Eine andere, auch hier verfaßte Schrift enthält das mitreißende Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — Arndts Herz schlug höher inmitten des zu jedem Opfer bereiten ostpreussischen Volkes („Glücklich, wenn in allen Landen deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würdet“), inmitten der alten Freunde Goltz, Horst, Friedrich und Helvetius von Dohna, der neuen Freunde Friccius, Bardeleben, der beiden Nicolovius und seiner späteren Kollegen Delbrück und Hüllmann. Auch den greisen, spitzig-witzigen Kriegsrat Scheffner, den Schüler Kants und Verehrer Herders, lernte er hier kennen. Die „Blütenkrone in der Gesellschaft, die Blumenkönigin der Freude und Begeisterung“ aber war ihm wieder Scharnhorsts Tochter, Julie von Dohna. Als Arndt in den letzten Märztagen 1813 Königsberg verließ, brannte in seinem Herzen die Liebe zu Johanna, der Gattin seines hiesigen Freundes Motherby, die auch Wilhelm von Humboldt viel bedeutet hatte. — Zur Zeit der Demagogenverfolgung wurde Arndt seiner Bonner Professur entsetzt, ja, wurde seiner „Wanderungen“ wegen zu Gefängnis verurteilt. Am 29. Januar 1860 starb zu Bonn der unermüdete Kämpfer für Deutschlands Einheit und Größe.

## IN KÖNIGSBERG

Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preussischen Würdenträger und angesehensten Männer; unter ihnen voranzustellen: der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrage des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung und Schonung der Per-

sonen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundesgenosse desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden, sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heeresabteilungen des Fürsten von Wittgenstein und des Generals Yorck, der mit den Russen den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feste, die freilich noch ihren düstern und finstern Gegenschein hatten. Denn groß war auch hier die Not und das Elend. Lazarette voll gefangener und verwundeter Franzosen, auch Lazarette von Russen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichen Gefangenen weiter gegen Osten; auch hier knarrten die stillen Leichenwagen durch die Gassen, und viele der Einwohner wurden die Opfer der Seuchen. So schlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finstere Gesellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum erstenmal erschien, der General Yorck, der berufen war, gleichsam den ersten preußischen Anfang zu machen, eine starre, entschlossene Gestalt, eine breite gewölbte Stirn voll Mut und Verstand, um den Mund ein hartes sarkastisches Lächeln. Er sah aus wie scharf gehacktes Eisen; hatte es ferner gegen die Welschen in vielen Schlachten wohl erwiesen.

Der Herr vom Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen sich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzosen, welche durch die Lande und

Städte hin- und herziehend sich immer noch gebärdeten, als müßten die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hierher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten, seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern deutschen Zugvögeln, die noch ein bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch klopft mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch mit anderem Herzen als die in Petersburg. Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon so grausam verfahren als mit dem preußischen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiser Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrschen und umbilden können — wo irgendeine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König sich nun endlich erklärte und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volkes erkannte, da schrie

er über Verrat, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preußische Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaustrieb; da klagte er, daß er zu großmütig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herrscherstuhl unverrückt gelassen. Er wußte wohl, warum er es getan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürsten beherrschen. Wäre ihm der skythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und in Polen gesehen haben! Wie viele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wie viele Fürstenthümer erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahre 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und Franzosen fürchterlich verheert; im Frühling des Jahres 1812 war dies mit absichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hilfsmittel an Getreide, Pferden und Rindern bis aufs Mark ausgesogen und ausgeplündert. Und nun wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Lust der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden und scharte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vormarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30 000 bis 40 000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußischen Regimenter ergänzt; unter der

Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer, ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterster, heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechzehn-, siebzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen und Tyrtäus, lyrische Stücke aus der Klopstockschen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still um Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büchlein über Landwehr und Landsturm, woran ich Freude erlebt habe. Es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zutun in vielen tausend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergessen werden. Doch ist ja jeder einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

Hier muß ich noch eines Grafen zu Dohna aus dem Hause Finkenstein und Schlobitten erwähnen, des Obersten Grafen Ludwig, eines jüngern Bruders des Grafen Alexander und der beiden edlen Rußlandfahrer, Grafen Friedrich und Helvetius. Ein anderer Bruder desselben in grüner Adligkeit blühenden Stammes, Graf Fabian,

hat sich in Spanien im freiwilligen Kampfe gegen die Welschen schöne Wunden geholt und sollte auch bald wieder in dem deutschen blutigen Reigen gegen sie mittanzen. Dieser Oberst Ludwig Dohna war, als im Königreich Preußen alles zur Entscheidung drängte, zu seinem König nach Breslau geschickt worden und hatte die stille Genehmigung der Vorrüstungen des preußischen Patriotismus mitgebracht; darauf ward er an die Spitze der Errichtung und Einrichtung der Landwehr gestellt und machte diese durch eignen Eifer und durch den Miteifer seiner Landsleute in unglaublich kurzer Zeit waffengeübt. Es war eine ebenso freundliche als tatenkräftige Natur, dabei von großer Lebendigkeit und Gewandtheit. Er und seine Landwehr nebst einer kleinen russischen Hilfsschar unter dem Herzog Alexander von Württemberg haben die Festung Danzig lange eingeschlossen und endlich zur Übergabe gezwungen. Die Beschwerden und Arbeiten dieses Dienstes, wo er zugleich für sein Heer und auch für sein Land selbst gegen die russische, in Manneszucht sehr aufgelöste Hilfsschar zu kämpfen hatte, dann der wiederholte Kampf fürs Vaterland, als die Stadt endlich die weiße Fahne aufsteckte, und die vielen Streite und Ärger mit dem Herzog Alexander, der die Festung durchaus mit seinen Russen besetzen wollte, hatten die Kraft dieses jugendlichen und kühnen Helden aufgerieben. Er erkrankte bald, nachdem er Danzig, die alte Hauptstadt Hinterpommerns, seinem Könige wiedergewonnen, und starb am Nervenfieber. Ehre seinem Gedächtnis!

Hier ist also die Landwehr unter den Auspizien der Grafen zu Dohna und vorzüglich des zum Oberstatthalter



des Königreichs Preußen während des Kriegs ernannten Ministers Grafen Alexander zu Dohna zuerst ins Leben getreten. Später ist die Frage aufgeworfen, wer in Preußen der eigentliche Erfinder und Stifter derselben, ich sollte sagen der Grundsätze derselben, gewesen? Und man hat den Namen Scharnhorst genannt. Mit Recht: seine war die Schule der denkenden und erfindenden Männer und Offiziere in Preußen. Einer seiner Lieblingsschüler, der Oberst von Clausewitz, hatte schon vor einigen Jahren mit seiner energischen Klarheit und Kürze in Beleuchtung aller möglichen Gesichtspunkte, welche diese große Angelegenheit darbot, eine sehr schöne Schrift über die mögliche Verteidigung und Bewaffnung der preußischen Monarchie S. M. dem Könige eingereicht für den Fall, daß die Gunst der Umstände eine Gelegenheit böte, wo alles Volk aufstehen und gegen seine tückischen Dränger die Sturmglöcke ziehen könnte. Ich habe diesen Aufsatz abschriftlich in Händen gehabt und mir Auszüge daraus gemacht, worüber ich bei den demagogischen Untersuchungen befragt worden bin, in der Voraussetzung, ich sei der Verfasser solcher Entwürfe gewesen. Aber alle Grafen Dohna, und auch der Minister, gehörten durch Gesinnung und Wirksamkeit dieser Schule an, endlich sogar durch Verwandtschaft. Der Minister, der stille, bescheidendste, frommste Mann, aber eben deswegen voll heißester Glut und unerschrockenstem Mut, wo es die heiligsten Vorteile des Königs und Vaterlandes galt, hat die Landwehr zuerst, und zwar auf das kürzeste, zweckmäßigste und mächtigste in Preußen auf die Beine gestellt, und so soll er mit seinem Scharnhorst und dem

Scharnhorstschen Clausewitz die Erstigkeit behalten. Die Erstigkeit in allen guten und heiligen Dingen wird diesem edlen Mann keiner, der ihn gekannt hat, abzusprechen wagen.

Dies waren leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienst zusprechen könnte, so reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig gewesen zu sein. Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Besseren und Edleren ihres Vaterlandes strebten. Ich lebte viel im Hause eines Jugendfreundes, mit welchem ich vor fünfzehn Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungarn gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfere und begeisterte Jünglinge: seine Brüder, die Motherby, Friccius, von Fahrenheit, von Bardeleben und andere, die dem Vaterlande in der Not nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meisten Königsberger Abende, in dem Hause des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemahls einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich zu Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war. — Auch sah ich oft den

Geheimen Kriegsrat Scheffner, einen schönen, lebenswürdigen Greis, Zögling des Siebenjährigen Krieges und seines Nachwuchses, weiland Freund und Genöß von Hamann, Kant und Hippel, berühmt durch seinen Geist und Witz, womit er auch damals noch funkelte. Man erzählt, die Ebengenannten und andere, die durch Schriften Preußens Ruhm sind, haben auf einer reichen Blumenweide fleißige Lese gehalten. Scheffner gehörte zu den Geistern, welche durch Gespräch und Gesellschaft gereizt, eitel Funken von sich geben, in der Einsamkeit aber weniger glücklich schaffen. Er war der unmittelbarste Hervorbringer. Jetzt bildete er nur noch einen engen Kreis; er war noch geistesfrisch, aber hochbetagt. Aber nicht allein seinen Witz bewunderte man; auch seine Redlichkeit und seinen Verstand hielten die Weisen in Ehren.

Hier stieß ich auch auf zwei abenteuerliche Menschen, von denen ich den einen kurz im Feldlager gesehen hatte, den andern, dessen trauriges Ende vielleicht auf mein Schicksal mit Einfluß gehabt hat, hier in Königsberg zum erstenmal sah. Ich meine Gustav von Barnekow und August von Kotzebue. Der erste hat mir einige Not, der zweite vielleicht schwere Not gemacht.

Den Vater jenes Gustav von Barnekow hatte ich wohl gekannt. Er wohnte zu Teschvitz unweit Gingst auf Rügen, wo ich ihn im Greisenalter gesehen habe, ein schöner Greis und ein Mann voll Tatkraft und Unbeugbarkeit mit allen adligen Vorurteilen des Mittelalters behaftet, aber auch mit vielen trefflichen Eigenschaften gerüstet, welche die meisten seiner Rügensch Vettern

nicht theilten. Er war nicht mein Freund. Der Sohn, früher in kursächsischen, dann in preußischen Kriegsdiensten, hatte sich in dem Winterfeldzuge 1807 in Preußen glänzend ausgezeichnet, war mit einem stattlichen Abschiedsreisegelde aus dem Dienst entlassen, da man von seiten Frankreichs seine Auslieferung begehrt hatte, weil er die französischen Marschälle beim Eintritt ins Theater in Königsberg öffentlich ausgeschartt und ausgepiffen hatte; im Jahre 1809 hatte er als Freiwilliger unter Oesterreichs Fahnen gefochten und sich darauf in den stillen Jahren von 1809 bis 1812 in Pommern und Mecklenburg so hingehalten. Da war er, dessen Tugend das Schweigen nicht war, einmal von Davout eingefangen und einer französischen Friedenskugel nur durch die Verwendung und Börse eines Freundes seines Vaters, eines Freiherrn von Stenglin, ganz hart vorbeigekommen. Ich sah ihn flüchtig im Lager von Smolensk, hatte ihn in der Heimat nimmer gesehen. Es war ein schöner Kriegermann, groß, schlank, mit herrlichen Augen und Stirn, dabei leicht und beweglich, voll Einfälle und Talente, aber alles husarisch und überströmend, mit der allerunbändigsten Zunge, so daß, wenn er seinen Mut nicht durch Taten erprobt hätte, einer ihn für einen Prahler hätte halten können. Dieser Gustav Barnekow ward in Rußland der genannteste deutsche Name. Er hatte in der Schlacht bei Borodino ein paar Pulks Kosaken geführt und diese durch seine schöne und mutige Persönlichkeit so begeistert, daß sie im stehenden Gefecht ausgehalten und, von seinem wilden Mut hingerissen, in zwei französischen Regimentern gewaltigen Durchbruch

und blutige Metzelung angerichtet hatten. Aber es waren die meisten von ihnen im Kampfe gefallen, und auch den Führer hatte man bedeckt von vielen Wunden auf dem Schlachtfelde aufgelesen. Sein ihm voranfliegender Ruf hatte ihn zur Verpflegung und Heilung auf Rostopschins Schloß bei Moskau gebracht, dann in die Nähe der Stadt Twer und der großherzigen Zarentochter, Katharina von Oldenburg, der späteren allgeliebten Königin von Württemberg. Dieser Mann prangte nun als ein Wunder persönlicher Tapferkeit und Stärke (denn er war stark wie ein Löwe) in allen russischen Tagesblättern, und die Begeisterung für ihn ging so weit, daß für diesen verwundeten deutschen Ritter auch in Petersburg ordentliche Sammlungen gemacht wurden. Da man ihn nicht auffinden konnte (denn er war unterdessen aus Rußland durch Polen halb geheilt weitergefahren), so waren die gesammelten Summen dem Minister vom Stein übergeben, als der den Kriegsmann wohl irgendwo treffen würde. Kaum waren wir in Königsberg, so erschien einen guten Abend mein Barnekow vor dem Minister am Tectische. Er kam auf Krücken hereingehumpelt, denn auf der Fahrt durch Polen hatte er durch Umwerfen mit dem Schlitten seine verwundete Hüfte wieder verletzt. Stein schalt ihn und hieß ihn nach Hause gehen und still liegen, damit er für den Frühlingsfeldzug wieder recht rüstig sein könnte; mir aber trug er eine Art Aufsicht über ihn auf, bis er wieder fertig wäre. Für Arzt und Wundarzt war leicht gesorgt; schwerer war der wilde Vogel in Ruhe zu halten. Der Minister gab ihm bei der Abreise einen Teil der Sammlung; den Rest in Wechseln sollte

ich behalten, bis der Lahme besser wäre. So vergingen einige Wochen, und er ward wieder ganz fertig und erhielt von mir die letzten Wechsel. Diese lagen den nächsten Morgen in den schönsten Talern und Friedrichsdor auf seinem Tische — es mochten wohl 3000 Taler sein. Ich warnte, sie nicht zu geschwind flüchtig zu machen; er lächelte und antwortete: „Freundchen, ein paar prächtige Pferde und neue Ausrüstung, das übrige wollen wir der Freude weihen.“ Ein paar Tage darauf höre ich, Barnekow habe in seinem Hause mit großer Herrlichkeit einen Ball gegeben — er war in Königsberg bekannt —, über hundert Menschen eingeladen, habe ihm wenigstens über hundert Friedrichsdor gekostet. Nicht vierzehn Tage vergingen, und ich erhielt eines Morgens einen kläglichen Brief von ihm, worin er bat, ihm hundert Friedrichsdor vorzustrecken; er müsse sie haben, seine Ehre sei verpfändet. Ich konnte seine Ehre nicht aus dem Pfandstall lösen. Er war indessen bald weggeflogen, und ich hörte seinen Namen nicht wieder bis zur Nachricht von dem Erfolg des Tschernitscheffschen Zuges gegen Kassel. Da hatte Barnekow eine Reihe Wagen des flüchtigen Königs Hieronymus (Jérômes) abgeschnitten und auf seinen Anteil über 30 000 Taler Beute gemacht und mit einem Teil desselben, wie er denn adliger Gesinnung war, eigene und Freundesschuld bezahlt. Das übrige war bald wieder weiter geflogen. Barnekow ist vor nicht lange als preußischer Generalmajor gestorben. Er kam mir anfangs vor wie eine Blüchernatur, eine der schönsten Gestalten, die meine Augen gesehen; aber er war doch nur der Ritter mit der Stange der nordischen Märchen.

Wie jenen hätte man ihn an einer eisernen Stange festhalten und nur auf Schlachtfeldern loslassen müssen. Schade um solche königliche Natur.

Herr von Kotzebue kam bald nach mir nach Königsberg, ging mit dem General von Wittgenstein nach Deutschland, und tageblättert wie ich und andere. Ich mußte ihn oft sehen, er war eine Fliege, die sich auf alles setzte, kam auch viel zu Nicolovius dem Buchhändler, der sein Kunde gewesen, und deklamierte und las vor. Er machte, wie man ihn sah, einen sehr gemeinen Eindruck — sein großes Talent in allen Ehren — eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wie es einem mit den meisten Menschen geht, die man sich nach Erzählungen oder Büchern vormalt, wenigstens als einen feingeschliffenen, etwas höfischen und höfenden Mann, zumal da er so lange in dem zierlichen und adligen Livland gelebt hatte. Aber den Vornehmen und Zierlichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltanschauung gewinnen; und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Faunistisches. Er hat mich später in Schriften angegriffen; glücklich, daß ich mit diesem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe! Das hätte mir, als er ein so schrecklich blutiges Ende nahm, Gott weiß wie, in die Schuhe gegossen werden können.

Um die Mitte des Monats März fuhr ich aus Königsberg.

# HEINRICH VON KLEIST

geboren am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O., entstammte einem alten Offiziersgeschlecht. Auch er wurde preußischer Offizier, nahm aber bald den Abschied, um in seiner Vaterstadt Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. Kants Schriften zeigen ihm die Grenzen der Erkenntnis. Da er aber alles oder nichts will, gibt er die verstandesmäßige Suche nach Wahrheit auf und wendet sich der dichterischen Schau zu (Würzburger Reise). Rousseauisch sucht er sein Glück in einem Schweizer Idyll, das bald zerbricht. Den Umgetriebenen bannt keine Stätte, weder Paris noch Weimar, weder Braut noch Freund. Aus neuerlichem Zusammenbruch rettet ihn die Schwester in den Staatsdienst. Die Vorlesungen von Chr. Jakob Kraus sollen dem Diätar an der Königsberger Kriegs- und Domänenkammer die Grundlagen für sein späteres Amt geben.



Er weilt von Anfang Mai 1805 bis 1807 in Königsberg. Sein Wohnhaus in der Löbenichtischen Langgasse ziert heute eine Steinplakette. Die gewaltsame Ablenkung von gärenden Dramenplänen durch den Dienst beruhigt ihn, strafft sein Wesen, gibt ihm neue Schaffenskraft. Die hier als Übersetzung begonnene Behandlung von Molières Amphitryon wird zur Umgestaltung nach eigenen Maßen. In Königsberg vollendet er den „Zerbrochenen Krug“, beginnt „Penthesilea“ und den „Michael Kohlhaas“. Er pflegt gesellschaftlichen Umgang mit von Auerswald, dem Grafen Dohna, von Stägemann, von Schön, auch mit Scheffner. In dem Hause von Professor Krug, des Nachfolgers Kants, findet er als dessen Gattin seine Jugendliebte wieder. — Aber den Dichter hält es nicht im Joche des Dienstes: er kränkelt, klagt über Unterleibsbeschwerden, die er durch eine Badekur in Pillau zu beheben versucht, und zieht sich durch einen Urlaub für immer aus den Fesseln des Beamtendaseins. Ende Januar 1807 verläßt er Königsberg. Not und Entbehrungen, Enttäuschungen über die Mißachtung seiner großen Werke begleiten ihn in den letzten fünf Jahren bis zu dem, trotz allem, einsamen Tod am Wannsee, am 21. November 1811.

## VON DER LIEBE ZUM VATERLANDE

Du liebst dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Ja, mein Vater, das tue ich.

Warum liebst du es?

Weil es mein Vaterland ist.

Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Nein, mein Vater; du verführst mich.

Ich verführte dich?

Denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, würde er sich traurig fühlen, und es nimmermehr so lieb haben, wie jetzt Deutschland.

Warum also liebst du Deutschland?

Mein Vater, ich habe es dir schon gesagt!

Du hättest es mir schon gesagt?

Weil es mein Vaterland ist.

Das Leben ist das einzige Eigentum, das nur dann etwas wert ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte.

Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes tun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne. — Dem hat der Himmel ein Geheimnis eröffnet, der das tuet und weiter nichts. Freiheit, ein eignes Haus und Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole.

Ein freier denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt; oder wenn er bleibt, so bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Bessern. Er fühlt, daß man sich über das Schicksal erheben könne, ja, daß es im

richtigen Sinne selbst möglich sei, das Schicksal zu leiten. Er bestimmt nach seiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchste sei, er entwirft sich einen Lebensplan, und strebt seinem Ziele nach sicher aufgestellten Grundsätzen mit allen seinen Kräften entgegen.

Ohne Lebensplan leben, heißt vom Zufall erwarten, ob er uns so glücklich machen werde, wie wir es selbst nicht begreifen.

Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußeren, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind.

Große Opfer sind Kleinigkeiten; die kleinen sind es, die schwer sind.

Vertrauen und Achtung, das sind die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe, ohne welche sie nicht bestehen kann; denn ohne Achtung hat die Liebe keinen Wert und ohne Vertrauen keine Freude.

# WILHELM VON HUMBOLDT

*der Gelehrte und Staatsmann, der Freund Schillers, wurde am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren und starb am 8. April 1835 auf seinem Schlosse Tegel bei Berlin. Von seinem Gesandtschaftsposten in Rom wurde er als Kultusminister nach Königsberg gerufen, wo er vom 14. April bis 5. Dezember 1809 weilte. „Ich muß nach Königsberg, so ungern ich es tue. Dort soll es fürchterlich langweilig sein, die Leute essen schlecht und lachen gar nicht, und dabei macht man gar nichts Vernünftiges“ (Brief an seine Frau). Über die Stadt urteilte er: „Sie ist häßlich, teuer, kleinstädtisch und geschmacklos, und doch muß man sie noch dazu hübsch finden, wenn man die Leute nicht aufs empfindlichste kränken will.“ Langsam kam er in gesellschaftlichen Verkehr (v. Schön, Scheffner, Motherby). Seine Wohnung im Zschockschen Stift und das bunte Treiben auf dem Pregel*

söhnten ihn bald mit seinem neuen Aufenthaltsort aus. „Ich habe Königsberg sehr lieb gewonnen“ (an Scheffner). Als anmutig empfand er unsere Steilküste, und von der Kurischen Nehrung urteilte er, sie rechne zu den merkwürdigsten Landschaften der Erde. Von Königsberg aus wurde die Gründung der Universität Berlin und die Reform des Gymnasiums betrieben. Humboldt behob den Notstand der Albertina, er berief Herbart und Lobeck als Hochschullehrer und den Württemberger Zeller als Leiter eines Pestalozzischen Instituts hierher, er bewirkte den Bau unserer Sternwarte. Als Staatsmann wirkte er mit beim Abschluß des Pariser Friedens und auf dem Wiener Kongreß.

Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte als Deutschland.

Im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Wert geben.

Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt.

Es bleibt immer ein sehr wahrer Ausspruch, daß das Glück im Menschen selbst liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleiht, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schicksal ihn erfahren läßt, steht in seiner Gewalt es sehr zu mildern.

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück baut sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal herbeiführt, darüber wäre es töricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren.

Solange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück und, wenn man es wohl zu brauchen weiß, heilsame und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt.

Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, ebenso wichtigen Anteil an unserem Glück und Unglück hätte als diese Ereignisse selbst.

Für den, der sein Glück im Genießen und nicht im Wirken sucht, muß dieses Leben unausfüllbare Leeren haben.

Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Klagen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Man kann viel, wenn man sich nur recht viel zutraut.

Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück tun und, was er äußeren Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf die Kraft des Entschlusses und auf einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an.

Man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein; aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen imstande ist.

Ein Mann muß sich stets selbst genug sein.

Man kann die Welt nie von genug Seiten ergreifen, und es ist schlimm, wenn der Mensch in dem ewigen Einerlei versinkt und immer nur über dem brütet, was er seit Jahren getan hat.

Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schauernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung

und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höheren Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt und die Besorgnis aufhebt.

Man genießt die Natur auf keine andere Weise so schön als bei dem langsamen, zwecklosen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff selbst des Spazierengehens, daß man keinen ernsthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müssen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die andere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich bloß in Träumen und Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens besseren Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt.

Man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht tun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab.

Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschen bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es ist eine solche Harmonie hierin, wie in allen Dingen der Natur, daß man sie auch gegenseitig auseinander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweist um so klarer und sicherer diese höhere Fügung, die jener Harmonie das Dasein geben.



Wo der Mensch wahrhaft geliebt wird, glaubt er es nie in dem Grade zu sein, in dem er es ist. Die Liebe übersteigt immer den Glauben an sie. Die alltäglichen Worte: Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe, haben eine tiefe und unendliche Wahrheit.

Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.

Freundschaft und Liebe teilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und indem sie jedes seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurückempfangen.

Man muß das Gute auch am Rande des Abgrundes nicht aufgeben.

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat, zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicherstellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben.

Wegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht bloß die edelste und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemütsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältnis erlaubt, zu

fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigsten mißmutig über das zu werden, was sie verweigern.

Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Wert und Wichtigkeit haben.

Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden ist, und es kann in der geistigen und Charakterentwicklung keinen Sprung geben.

Die Vorsehung begünstigt gewiß nicht einzelne, sondern die tiefe Weisheit ihrer Ratschläge dehnt sich auf die Zurechtweisung und Veredlung aller aus.

Das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus, und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen.

Leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen.

Nur was die Vergangenheit gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich wie das Leben, warm und beglückend.

Mir ist immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demut auf die unerforschliche, aber sichere Weisheit der göttlichen Ratschläge und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Leben nur einen so kurzen Teil des menschlichen Daseins übersehen, daß derselbe gar kein Urteil über das Ganze zuläßt.

Wie wenig ist am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, und wie unendlich viel, was daraus hervorging.

Man kommt so ohne Erinnerung und ohne Bewußtsein in die Welt, daß es wohl die Mühe verdient, sie wenigstens mit klarer Besonnenheit zu verlassen. Es ist mir, als kenne man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewissermaßen in den Kreis einschließt.

wurde am 1. Juni 1780 in Burg geboren. Im Generalstab arbeitete er unter seinem väterlichen Freunde Scharnhorst. Als Adjutant des Prinzen August kam er am 1. April 1808 nach Königsberg, wo sich alle um die Wiedergeburt Preußens bemühten Persönlichkeiten sammelten: Scharnhorst, Gneisenau, vom Stein, Niebuhr, Wilhelm von Humboldt. Die angenehmsten Stunden verlebte er hier im Hause des Fürsten Radziwill. Ende 1809 kehrte er mit dem Hofe nach Berlin zurück. 1812 trat er wie viele andere Patrioten in russische Dienste. Die Konvention von Taurroggen ist mit sein Werk. Im Januar 1813, bald nach Stein und Yorck, kam Clausewitz wieder nach Königsberg. Er und Alexander von Dohna schufen hier die Entwürfe für die Organisation der Landwehr und des Landsturms in Ostpreußen. Mit der Wittgensteinschen Armee

*rückte er dann im März in Berlin ein. 1818 wurde er Direktor der allgemeinen Kriegsschule, später Chef des Generalstabes Gneisenaus. Er starb am 16. November 1831 zu Breslau. Am bekanntesten ist sein Werk: „Vom Kriege.“*

## AUS KÖNIGSBERGER BRIEFEN

Den 25. April.

Gestern stand ich auf der Brücke, welche den Hafen von Königsberg schließt und im Angesichte von unzähligen Mastbäumen in das wahre Handelsviertel, in den Sitz des Reichtums von Königsberg, über den stattlichen Pregel hinführt — gedankenvoll in die Wellen blickend. Da erweckten mich mit einem Male die mannigfaltigen Erscheinungen der äußeren Welt, und der leicht aufgeschlossene Sinn erstaunte über die Menge und Verschiedenheit der Dinge, die wirkungslos an dem trägen Ohr vorübergegangen waren. Es war im reichsten, lebendigsten Teile von Königsberg, an einem Sonntag, da der Abend zum erstenmal eine sanfte Sommerluft duftete. Alles war in Bewegung, Wagen rollten über die Brücke mit geschmückten Frauen zum Glanze der Feste; Kaufleute gingen vorüber im lebhaften Gespräch über den Reichtum, den sie den ungewissen Wellen anvertraut. Ein sorgenvoller Staatsmann fährt durch die Menge hin, unbewußt des Gewühls, was ihn umgibt, selbst unbewußt des Ordenschmuckes, der von seinem Kleide glänzend in die Augen der Menge strahlt. Ein armes Weib sitzt auf der Brücke und trägt in einförmigem Gesange ihre Klage an das zerstreute Ohr der vorübergehenden Menge. Eine einzelne Flöte senkt vom hohen Erker herab ihr zufriedenes Lied

in die Wellen — eine allgemeinere Stimme dringt der schmetternde Ruf der Posaune vom Schloßthurm herab an das Ohr von ganz Königsberg — ich weiß nicht, ob jemand imstande ist, sich aus diesen Zügen ein Bild zusammenzustellen; aber wem diese ungleichartigen Dinge zugleich die Sinne treffen, in dessen Gemüt werden sie sich bald zu einem wunderbaren Eindruck verschmelzen.

K[önigsberg], den 17. August 1808.

Meine Angelegenheiten sind bis jetzt noch nicht fortgerückt. Mein Brief an den König ist im Vortrage gewesen, und er hat gemeint, warum ich denn nicht bleiben wollte, ich wäre ja da recht gut, wo ich stände, wo man jetzt mit mir hin sollte, was das wäre? — Scharnhorst und Köckeritz haben ihm dann gesagt, daß ihnen der Grund, welchen ich angegeben hätte, sehr vernünftig vorkomme; dieser Grund war: daß ich mit jedem Jahre, wo ich länger in dieser ganz unmilitärischen Stelle blieb, unbrauchbarer werden müßte; daß eine sechsjährige Untätigkeit leicht zur Unfähigkeit führen könnte, und daß es ihnen schiene, als machte mir die Aufopferung großer Vorteile, bloß um tätig zu dienen, Ehre. Das Ganze hat denn damit geschlossen, daß der König ein paarmal gesagt hat: „Ja, das ist wohl wahr.“ Übrigens habe ich noch keine eigentliche Antwort und werde, im Falle der König mich wirklich wegnehmen will, auch wohl keine bekommen.

Der Gedanke an die Zukunft erfüllt mit ernstern Betrachtungen und mit schwerem Kummer meine Seele. Mühevoll ringe ich, mich auf der gefährlichen Bahn des Lebens

nicht selbst zu verlieren, mich einem edlen und großen Zweck unaufhörlich zu verbinden, meine Grundsätze und Gefühle mir rein zu bewahren und bereit zu sein, in jedem Augenblick das Opfer derselben zu werden. Groß, unbeschreiblich groß ist die Zeit; von wenigen Menschen wird sie begriffen; selbst den vorzüglichsten Gelehrten und Weisen unter uns ist sie selten mehr als ein Werkzeug, um irgendein dünkelfolles System durch sie darzustellen; alles das ist eitles Spiel von Kindern und von Toren. Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt sein; ohne Vorurteil soll man sie anschauen und betrachten. Nur in einem Gemüt voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen; in steter Berührung muß es sein mit Gegenwart und Vergangenheit und unverloren in philosophischen Träumen. Denk an meine Prophezeiung, Marie, es wird ein noch viel schwärzerer Himmel über uns aufgehen, und in Nacht und Schwefeldämpfe werden wir eingehüllt sein, ehe wir's glauben.

Doch durch alle diese Schrecken leuchtet, strahlt nur noch viel heller Deine Liebe, herrliche Marie, und wie sehr ich mich auch oft in den Finsternissen verliere, durch die der Lebenspfad steigt, nie lasse ich den erquickenden Strahl aus meinen Augen. Jetzt erst zeigt sich oder wird sich zeigen, wie ungleich lohnend diese Liebe für uns beide ist. Mir ist sie das Höchste, mir ist sie alles, was ich außer meinem Zweck als Staatsbürger wünsche. Wie der Polarstern nichts vom Untergang weiß, so leuchtet sie mir, ein fester Stern am Firmament, in dunkler Nacht, leuchtet mir, wenn Gott Dich wohl erhält, auch dann noch, wenn die Welle der stürmischen Zeit sich vor mir

auftürmt, und leuchtet mir, bis sie über meinem Haupt zusammenschlägt. So ist es, was Du auch sagen magst, nicht für Dich, Marie. Wieviel Sorge und Kummer wirst Du noch haben um meinetwillen, wie oft wird Dein Blick mich verloren haben und bange nach mir suchen; wieviel Mißtöne werden an Dein Herz schlagen, die nur die Zeit in Harmonie auflösen kann! — Nein, Marie, so rein und klar und unbewölkt kann mein Bild nicht immer vor Dir schweben, wie mir Dein liebes Bild; darauf mache ich mich gefaßt, und darauf mußt Du selbst Dich gefaßt machen. Doch hast Du einen zu festen und großen Sinn, um je an mir zu verzweifeln. Wenn ich je Deiner würdig war, so werd' ich es immer sein.

K[önigsberg], den 5. November 1808.

Schon in meinem vorigen Briefe habe ich von den Reizen gesprochen, welche die Vorstellung des nahen Wiedersehens für mich hat trotz aller sie begleitenden äußeren Umstände. Die teuerste Freundin meiner Seele, meine geliebte, bis zur innigsten Anbetung geliebte Marie, wiederzusehen, soll ein schöner Feiertag meines Lebens werden; noch einmal ruft mich die Freude an ihren Busen, noch einmal kehrt mir eine Lebensperiode wieder, in der ich auf Augenblicke ganz vergessen kann jenes drangvolle Ringen mit der äußeren Not, in welchem vielleicht die ganze Aufgabe meines Daseins enthalten ist.

Gewiß will ich ihn feiern, diesen Feiertag, mit aller Heiligkeit eines innigen, reinen Gefühles und stark sein im ungestörten Genuß der Freude, wie ich, so Gott will, einst stark sein werde, wenn ich einem großen Schicksal



erliegen sollte. Wie mich das Leben immer mehr mit Ernst erfüllt, kann ich Dir kaum beschreiben, liebe Marie. Es gibt Vorstellungen, die mich gar nicht mehr verlassen und so mit meinem ganzen Leben sich verschmelzen, daß es täglich etwas an innerer Mannigfaltigkeit verliert und immer ärmer wird an Berührungspunkten. — Aber fürchte nicht, teure Marie, daß Dein Besitztum in mir im geringsten darunter leide. Wenn ich immer ärmer werde an Genüssen, so verliere ich doch nicht den Wunsch dazu und den Sinn dafür; das Glück freundschaftlicher Verhältnisse hat in der Vorstellung noch alle Reize für mich, die es je hatte; aber ich werde immer weniger fähig, es an wirklichen Personen geltend zu machen. Es scheint mir oft, als sei der Ausdruck das Innerste des Menschen viel treffender, als man gewöhnlich glaubt; als sei von unserem Innersten das Innerste verschieden. In diesem wohnen die Ideale, Wünsche und Hoffnungen, in jenem wohnt die Realität der Gefühle. Gewöhnlich herrscht ein beständiger Kampf zwischen beiden inneren Reichen, aber auf dem Punkte, wo Übereinstimmung herrscht, liegt eine unversiegbare Quelle des Glückes. Du aber, meine teure Marie, wohnst selbst in dem Innersten meiner Seele; von dem wohlthätigen Einfluß, den Frauen auf unser Schicksal haben, gibt es in mir keine Vorstellung, kein Ideal, was nicht mit Deinem edlen Wesen in eins zusammenflösse und je wieder davon getrennt werden könnte; und wie die edelste Herrschaft über den inneren Menschen von jenem Heiligtum ausgeht, so bin ich beherrscht von Dir, Geliebte, und bekenne mich mit Stolz Dir untertan. — Das Glück also, das mir durch Dich zuteil wird, kann mir nie versiegen,

und wie unfähig ich auch werden mag, anderen etwas zu sein, und in anderen das Vortreffliche zu genießen, weil ein ernster, finsterner Gedanke meine Hoffnungen, Ideale und Wünsche wie ein schwarzer Strom absondernd umgibt, so kann mir doch nie der kleinste Teil des Glückes verlorengehen, was ich bis jetzt in Deinem Geiste und Herzen gefunden habe; jene Absonderung sondert Dich nicht ab, und je ärmer ich werde, um so größere Forderungen werde ich machen an Deinen Reichtum. — Ich sehe schon, wie Du mich darüber schiltst, aber, liebe Marie, die Schuld wird nicht mein sein; es fehlt mir nicht an gutem Willen, das Leben von der leichtesten Seite zu nehmen; der Vorsatz, jede Freude desselben mit der größtmöglichen Unbefangenheit zu genießen, ist mir einer der liebsten Vorsätze, die ich je gefaßt habe, und da, wo sich mir ein genußreicher Augenblick darbietet, soll es an mir nicht liegen; alles Übel aber, was von der Tendenz meines Geistes herrührt, von der Wirkung eines großen Gedankens, der über mein ganzes Dasein gebietet, kann ich nicht verhüten; und wenn mich dieser Gedanke immer einförmiger macht, so helfen dagegen alle Vorsätze nichts; nur mürrisch soll er mich nicht machen. Die Beschreibung von Deiner Reise um die uckermärkische Welt hat mir ein sehr lebhaftes Vergnügen gewährt, weil ich gar nicht sagen kann, wie gern ich einmal mit Dir reisen möchte, und weil mir aus Deinem Briefe das Vergnügen so recht hervorzuleuchten schien, was Deinen seelenvollen Zügen und Blicken wirklich anzusehen, mich ebenso glücklich machen würde. Wenn mir doch dies Glück noch einmal werden sollte! Nicht einen einzigen

finsternen Augenblick würdest Du in mir erleben, wenn ich so Hand in Hand mit Dir den Blick über die wechselnden Gestalten der Länder und Menschen führen könnte — in wieviel schönen Gestalten würde sich mir Deine Seele in diesen vorübergehenden Bildern spiegeln! Einen schöneren Genuß stiller Herzlichkeit kann ich mir nicht denken. Die schönsten Fluren des deutschen Vaterlandes, den Rhein, Franken und Schwaben und dann die höchst poetische Schweiz wollten wir besuchen und einen sehr glücklichen Sommer verleben. Vielleicht begleiteten uns einige von Deinen Freunden, die dann auch wohl so einigermaßen die meinigen werden würden; so würde sich Geist und Frohsinn mannigfaltig entwickeln, und wir würden schwelgen im edelsten Genuß des Lebens. Du siehst hieraus, daß ich einer lieblichen Vorstellung nicht unfähig bin, aber in Realität kann sie mir nur durch Dich übergehen.

Deinen Freund sehe ich jetzt gar nicht, weil wir nicht an Hof kommen und er vermutlich auch nicht und Prinzess Luise krank ist, so daß es überhaupt an einem Vereinigungspunkte fehlt; Prinz und Prinzessin Wilhelm haben neulich bei uns gegessen, sonst sehe ich beide auch nie. Der Prinz hat mich einige Male mit ein paar Worten angeredet; da er aber seine natürliche Schüchternheit noch nicht verloren hat und es mit niemand zum ernsthaften Gespräch bringt, so habe ich freilich gar keine Ansprüche darauf. Ich sehe also nur wenige Menschen, Grolman und Gneisenau ziemlich oft, Scharnhorst seltener, die Dohnas aber zuweilen, weil sie voll Liebe zum Guten sind, auch Luck.

K[önigsberg], den 2. Januar 1809.

Was Du mir in Deinem letzten Briefe zum Troste sagst, liebe Marie, ist doch zu verschwenderisch getröstet. Der Kampf, den man bloß mit verunglückten Wünschen und Hoffnungen kämpft, ist an sich nichts Großes und wird nie dahin führen. Könnte ich in großen Verhältnissen groß untergehen, so würde ich freilich nichts verlieren als eine Handvoll irdischen Glücks; sollte ich aber in meinem Leben nichts tun als fruchtlose Wünsche, nichts sein als der Zuschauer von Erbärmlichkeiten, so würde doch wahrlich mein Dasein kaum die Stelle bezahlen, die ich auf der Erde eingenommen habe. Gott wolle mich davor bewahren! In Perioden, die einen ruhigen Gang gehen, kann es für eine edle Natur anziehend genug sein und genügend, in stiller Zurückgezogenheit zu leben und es dem Glanze äußerer Ehre zu überlassen, die Eitelkeit derer zu belohnen, die sich in der großen Welt auf ausgezeichneten Stellen abmühen; ja, für den, der durch seine eigentliche und seine bürgerliche Geburt geeignet wäre, jenen Glanz zu teilen, liegt unstreitig eine gewisse Größe darin, diesen Rechten zu entsagen, um in dem Genuß stiller Betrachtungen zu leben; aber ganz anders ist es in der heutigen Zeit. Ja, wäre nur der Kampf zwischen der Tugend und dem Unglück erst eröffnet! — Er ist es, der das Bedürfnis unserer Zeit ausmacht; er würde uns stärken und aus dem Abgrund herausziehen, in den wir nach und nach versunken sind. In ihm will ich gern untergehen, aber gekämpft muß es doch sein; unter Kampf verstehe ich nichts als eine große Anstrengung der Kräfte.

Aber, teure Marie, wenn ich mich auch anstrengte, Deinen Trost zu widerlegen, so verkenne ich doch keineswegs Deine liebevolle Absicht und danke Dir dafür aus der Fülle meiner Seele. Sei versichert, daß ich mich, wie geringfügig auch meine ganze Erscheinung in der Welt sein möchte, doch nie ganz unglücklich fühlen würde, wenn ich das Glück genösse mit Dir meine Tage zu teilen. Ich wollte Dir dann mit meinem ganzen Dasein beweisen, wie mannigfaltig Du in dasselbe verflochten bist, und wie auf alles, was ich denke und fühle, der Gedanke an Dich den zarten Einfluß äußert.

Wie angenehm ich meine Zeit jetzt verleve, kann ich Dir nicht beschreiben. Ich gehe den ganzen Vormittag nicht aus und verwende ihn wie auch den größten Teil des übrigen Tages auf das Studium geschichtlicher oder staatswissenschaftlicher Werke; ich gehe selten aus, zuweilen zu Gneisenau, der mir in der Nähe wohnt. Mein Diner, so klein es ist, macht mir Vergnügen, denn ich höre keine einfältigen Meinungen mit Anmaßung vorgetragen und stundenlang über das ekelhafteste Detail ohne Geist und Sachkenntnis mißschwätzen; ich denke vielmehr an das, was mir das Angenehmste ist auf dieser Welt, an meine teure Marie. Eben lese ich die Geschichte der niederländischen Revolution und finde eine so merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Wilhelm von Oranien, dem Gründer der niederländischen Freiheit, und meinem Freunde Scharnhorst, daß ich mich nicht enthalten kann, Dir die Beschreibung jenes großen Mannes zu senden, so wie ich sie aus der allgemeinen Geschichte der Vereinigten Niederlande abstrahiert habe. Um mich selbst nicht zu täuschen,

habe ich mir zu jedem Zuge dieser Schilderung die ihm entsprechenden Züge seines Lebens notiert, wodurch für alle die, welche meinen Freund kennen, die Ähnlichkeit nur noch sprechender wird, womit ich Dich aber verschonen will.

K[önigsberg], den 31. Juli 1809.

Die Zeit, welche ich seit vierzehn Tagen verlebt habe, ist mir trotz aller möglichen Fassung doch sehr sauer geworden und hat auch körperlich auf mich gewirkt. Ich bin in diesen wenigen Wochen Jahre älter geworden. Wie sehr ich mich nun auch auf das Schlimmste gefaßt gemacht habe und nichts anderes erwarte, so gebe ich doch die Möglichkeit noch nicht auf, daß der Krieg wieder ausbreche; ich weiß wohl, wie wenig Grund es dafür gibt, aber es hat mir immer einen widrigen Eindruck gemacht, wenn ich gesehen habe, wie die Verzweiflung Menschen dahin bringt, die letzte entfernte Möglichkeit aus Kleinmut ganz zu verwerfen, während doch eine solche Lage gerade umgekehrt auffordert, keine Hoffnung und keine Möglichkeit zu vernachlässigen. Ich werde also meinen Blick nicht eher von dem Punkte abwenden, wo noch ein schwacher Funken glüht, bis ich weiß, daß auch dieser erstickt ist. Hätte ich eine Antwort aus Oesterreich erhalten, so würde ich trotz des Friedens höchstwahrscheinlich dort hingegangen sein, weil ich ungern den Kontinent verlasse und doch immer noch lieber zu den Trümmern eines Staates und einer Armee gehören mag, die durch die gewaltsame Erschütterung von drei großen Schlachten entstanden sind, als zu den Trümmern, in welche wir wahrscheinlich zusammenfallen werden. Indessen muß ich

jetzt die Idee, auf dem Kontinent zu bleiben, fast ganz aufgeben. Ich werde in kurzem an Gneisenau schreiben, um ihn nochmals zu beschwören, nicht wieder hierher zurückzukehren, sondern sich in der englischen Armee eine Stelle zu verschaffen und womöglich auch mir ein Plätzchen auszuwirken. Ich hoffe, daß er dies vermögen wird, da er in mehr als einer Art von hier empfohlen worden war. Auch mein Freund wird wahrscheinlich den Kontinent verlassen, um sich dahin zu flüchten, wo man ihm schon öfter ein freundliches Asyl angeboten hat.

Fast möchte ich sagen, daß mit diesem Schritt alle Poesie meines Lebens verschwindet. Hier in Deutschland für das Vaterland, für die Befriedigung meines eigenen Busens gegen den gemeinschaftlichen Feind zu fechten, wäre mir das höchste Glück gewesen, was die Erde in diesem Augenblick mir anzubieten hatte; dort in entfernten Zonen, unter ganz fremden Verhältnissen, werde ich mich wie ein gemeiner Handwerker verdingen und den Krieg zum Broterwerb machen. So die Krone des Lebens abfallen zu sehen, ist ein niederschlagender Gedanke; und wenn ich ihm nachhängen wollte, so müßte ich jede schöne Hoffnung aufgeben, mit meiner ganzen Vergangenheit brechen, alle Wünsche und Pläne, die ich in ihr geflochten, fahren lassen. Aber so sehr ich darauf gefaßt bin, jede Entsagung leisten zu müssen, die ein hämisches Schicksal von mir fordern kann, so gebe ich doch die Hoffnung auf ein besseres Schicksal, auf eine Gelegenheit, noch einmal für Deutschlands Rettung zu kämpfen, nicht auf. Meine Zufriedenheit ist zerstört, meine Ruhe erschüttert, aber mein Mut verläßt mich nicht.

# J O H A N N E S V O I G T

*der Thüringer Bauern- und Baderssohn, wurde am 27. August 1786 in Bettenhausen geboren. Er studierte in Jena Theologie und Geschichte, unterrichtete dann an den Franckeschen Stiftungen und habilitierte sich in Halle (1812). Am 17. Oktober 1817 traf er in Königsberg ein, um hier als Geschichtsprofessor an der Albertina und als Archivdirektor zu wirken. Beim Überschreiten der Weichsel hatte er das Gefühl, als setze er den ersten Schritt außerhalb Deutschlands. Er fand Königsberg schöner, als er erwartet, nur störten ihn der Schmutz und die Teuerung. Er wohnte im Albertinum, dann im Bischofshof am Dom. Näheren Umgang hatte er mit Lobeck, Scheffner, von Schön und später mit Eichendorff. Er heiratete eine Königsberger Kaufmannstochter, und Ostpreußen, dessen Menschen ihm anfangs so frostig wie das Klima vorkamen, wurde ihm*



zur zweiten Heimat. Sassau wurde sein dauernder Ferienaufenthalt. Die Geschichte des Ordens und ihre sichtbaren Zeugen im Lande nahmen seinen Sinn gefangen. („Fesselte mich hier nicht aufs gewaltigste die Ordenszeit und alles, was in ihr Herrliches und Großes dasteht, ich lebte nicht mehr hier. Aber so in alter Ordenszeit ist's gar herrlich allhier, und da lebe ich denn glücklich und heiter.“) Er wurde von Schön der erste Helfer bei der Wiederherstellung der Marienburg. Den Spuren des Ordens folgte er auch beim Durchforschen der Urkunden seines Archivs (Codex diplomaticus Prussicus. Geschichte Preußens). Er starb hier am 23. September 1863.

## DER KAMPF UM BALGA

Das Jahr 1239 war voll unruhiger Kriegsbewegung. Um die Schmach zu tilgen und den Verlust zu rächen, welchen die Ordensritter vor kurzem bei Balga erlitten, brach bald nachher fast die ganze Kriegsmacht des Ordens auf und das Frische Haff hinabfahrend umlagerte der Ordensmarschall Dieterich von Bernheim die feste Burg zu Wasser und zu Land. Das umherwohnende Volk aber, erschrocken durch die Wiederkunft der fremden Kriegerleute in so großer Zahl, war weit in die Wälder entwichen, den Rittern das ganze Gebiet um die Burg freigebend. Der Marschall indessen war nicht unbelehrt geblieben durch die Vorgänge der letzten Zeit; plötzlichen Überfall befürchtend, legte er überall zum Schutze des Belagerungsvolkes an paßliche Orte erlesene Haufen von Schützen aus, die den anstürmenden Feind zurückhalten konnten. Darauf begann er die Belagerung der Burg, die, wie man auskundschaftete, mit starker Mannschaft besetzt war, über welche der edle Preuße Kodrunne

den Befehl führte. Dieterich von Bernheim versuchte zuerst durch einen unter das Bereich der Burg vorausgesandten Haufen von Schützen das dortige Kriegsvolk zum Kampfe aufs offene Feld herauszulocken. Allein vergeblich; die Preußen hielten sich fest hinter ihren Wehrmauern, erwartend, daß der Feind näherkomme, um ihn dann durch einen plötzlichen Ausfall zu verwirren und zu zerstreuen. Und als der Ordensmarschall nun mit dem gesamten Kriegsvolk heranzog und Leitern und anderes Sturmgerät zum ersten Angriff vor den Mauern zu ordnen begann, da öffnete sich schnell das Tor der Burg und ein starker Haufen rüstiger Wehrmänner stürmte zum Kampfe hervor, immer sich noch vermehrend durch neue Scharen, die aus der Burg den Ihrigen zu Hilfe eilten. Da aber der Sieg im blutigen Gewühl für die Ritter bald entschieden war und der Preußen immer mehr und mehr verwundet und erschlagen wurden, stürzten schnell die noch übrigen in die Burg zurück. Zwar folgten die Deutschen eiligst nach, um mit den Preußen zugleich das Burgtor zu gewinnen und es begann ein neuer Kampf, „da noch gar mancher feine Held fiel“; allein die Preußen retteten die Burg und verteidigten sie auch ferner noch mit männlichem Mute!

Die Besatzung aber stellte sich nun nicht wieder zum offenen Kampfe und der Ordensmarschall beschloß, die Burg so lange umlagert zu halten, bis Mangel und Hunger die Übergabe bewirken würden. Da erschien eines Tages der Befehlshaber der Mannschaft Kodrune im Lager der Ritter, mit dem Marschall wegen der Übergabe zu

unterhandeln. Die ganze Besatzung soll, so lautete das Verlangen Dieterichs von Bernheim, den christlichen Glauben bekennen und dann frei die Burg verlassen. Kodruno aber entgegnete dem: „Lieber werden die Männer auf der Burg bis auf den letzten sterben.“ Doch ward der Befehlshaber durch manche lockende Versprechungen der Ordensritter dahin bewogen, den Seinen diese Bedingung ihrer Befreiung mitzuteilen. Solches geschah. Doch als der Hauptmann in die Burg zurückgekehrt, im Sinne der Überredung vor den Kriegsmännern das Wort vom Christentum ausgesprochen und dieses als das einzige Mittel der Errettung empfohlen, streckten ihn die Ergrimnten mit ihren Keulen nieder, ahnend den Verrat an ihrem Volke und den Frevel an den Göttern, den der Befehlshaber im Busen hege. Kaum aber hatte der Ordensmarschall diese Tat vernommen, so begann er von neuem mit seiner ganzen Kriegsmacht die Bestürmung der Burg, auf welcher zum Unheil der Preußen mit des Hauptmanns Tod alle Ordnung und Regel im Kampfe entwichen war. Bald erschöpfte sich auch die Mannschaft unter den Mühen des Widerstandes; endlich ermatteten alle Kräfte; die Burg wurde erstürmt. Die meisten der tapferen Krieger wurden in der Wut des Zornes erschlagen, andere in Gefangenschaft hinweggeführt, und der Ordensmarschall, die Wichtigkeit der Feste zur Gewinnung des ganzen Landes wohl erkennend, bemannte sie sofort mit einer starken Besatzung. Seitdem ward Balga ein Ritterhaus des Ordens und der Wohnort eines bedeutenden Konvents.

In solcher Weise war den Ordensrittern ein neuer, äußerst wichtiger Schritt gelungen. Balga bildete das Tor zum Eintritt in die nordöstlichen Landschaften und war für das Kriegsvolk der Ritter ein ebenso günstig gelegener, als fester und sicherer Haltpunkt, für ihre Kriegsweise aber und für ihr ferneres Streben ein um so glücklicherer Vorschub, da sie, mit ihren Schiffen das Frische Haff beherrschend, die Verbindung mit den gewonnenen westlichen Landschaften leicht unterhalten und das neu erkämpfte Standlager mit den nötigen Bedürfnissen immer hinlänglich versorgen konnten. Zugleich war in den Seelen der Ordensritter neues Vertrauen auf das Gelingen ihrer Sache erweckt und die Zuversicht, daß nun bald auch die ganze Landschaft Warmien in des Ordens Besitz sein werde, verstärkte sich noch durch den Umstand, daß es schien, als sei die wichtige Burg Balga von des Landes Bewohnern in sorglosester Leichtfertigkeit ihren Feinden zum Preise gegeben, als habe sich unter den Verscheuchten und Geflüchteten nicht einmal der Gedanke zur Rettung der vaterländischen Burg gezeigt und als sei nirgends eine Spur zu finden von einer gemeinsamen Verbindung unter den bedrohten Landschaften zur Erhaltung der urväterlichen Freiheit und zur Abwehr der allgemeinen Gefahr. Aber dem war nicht also. Die Ritter auf Balga ahnten nicht, welche Bewegung im Inneren des Landes vorging; denn als die Nachricht vom Verluste der wichtigen Landesfeste den Bewohnern Warmiens kund ward, verbreitete sich Schrecken und Bangigkeit durch die ganze Volksmenge. Alles, was zu den Waffen tüchtig war, strömte

nahe und ferne zusammen, und als die Zahl der Krieger sich schon bedeutend vermehrt hatte, trat der Landeshauptmann oder der Reiks von Warmien, Piopso war sein Name, unter dem versammelten Volke auf, mahnend an die schwere Gefahr des Landes, an die Freiheit des Lebens, an das Schicksal der Nachkommen, an das Vertrauen auf den Beistand der Götter. Ein wildes Gemurmel war des Beifalls und des Zornes allgemeines Zeichen. Alles rief, Leib und Leben an den Wiedergewinn der Burg zu setzen. Den Hauptmann an seiner Spitze brach darauf das erbitterte Kriegsvolk gegen Balga auf und umlagerte die Burg, welche mittlerweile, so viel die Zeit gestattet, von den Ordensrittern stärker befestigt worden war. Die Aufforderung der Preußen zur Übergabe ward von den Rittern in stolzem Trotze zurückgewiesen. Da rückte der Hauptmann näher, die Burg mit Sturm zu gewinnen. Wie er gesprochen, so wollte er handeln. Der oberste unter den Kriegern, wollte er auch der nächste an den Burgmauern den übrigen durch Mut und Kühnheit Muster und Beispiel sein, als er plötzlich von der Burg aus durch das Geschoß eines Ordensritters tödlich getroffen niedersank. Ein grausvoller Schrecken ergriff den ganzen Haufen, und das gesamte Kriegsvolk floh eiligst zurück in seine düsteren Wälder.

Der Schrecken aber ging mit ihnen tief in das innere Land. Es waren nicht wenige, welche verzagten und wankten in dem Vertrauen auf die Hilfe der Götter und in der Hoffnung, gegen die wackeren geharnischten Ritter und ihr geübtes und gut bewaffnetes Kriegsvolk auf die

Länge mit ihrer Kraft bestehen zu können. Vor allen waren es die Edlen, die Vornehmeren, Männer aus der reicheren Klasse des Volkes, welche vielleicht aus Besorgnis um die Erhaltung des Ihrigen, teils wohl auch verlockt durch verführerische Verheißungen von seiten der Ordensritter, teils getrieben durch irgendeine Leidenschaft oder durch Schwäche sich den Rittern auf Balga zuwandten, mit Weib und Kind sich ihrem Schutze vertrauten, den christlichen Glauben bekannten und der Sache des Ordens mit Rat und Tat zu Hilfe standen. Wohl mögen schon jetzt die Ritter, wie nachmals auch in Samland geschah, nicht selten die verführerische Kunst geübt haben, zuerst vorzüglich die Angesehendsten und die Mächtigsten im Volke durch Versprechungen, Belohnungen und Gewährung ausgezeichneter Vorzüge für sich zu gewinnen und von den Ihrigen zu trennen. Für die Pläne des Ordens war solches immer in vieler Hinsicht von äußerster Wichtigkeit. Die Verstärkung ihrer Kriegsmannschaft, die ihnen in solcher Weise zuwuchs, kam hierbei wohl am wenigsten in Betracht, denn weit mehr trug es aus, daß ihnen durch solche flüchtige Schützlinge des Volkes innere Verhältnisse, seine Verfassung und Kriegsart, seine Lebensweise, die Gesinnungen der Volksführer, die Beschaffenheit und Lage des ganzen Landes nunmehr viel bekannter wurden. Durch sie vernahmen auch die Ritter auf Balga, daß im Volke Warmiens die Hoffnung auf Balgas Wiedergewinn noch keineswegs erstorben und nach seines Hauptmanns Tod das so mächtige, als dem Orden höchst feindliche Geschlecht der Glottiner

an seine Spitze getreten sei, um Land und Freiheit, Götter und Priester gegen die Ordensherren zu verteidigen.

Um Balga gegen den neuen drohenden Sturm zu sichern, schien das Notwendigste, dem Feinde den nahen Zugang zur Burg zu versperren. Dieses aber konnte um so leichter geschehen, da die Natur des umliegenden Landes schon selbst das Wichtigste im Plan vorgearbeitet. Das ganze Gebiet nämlich, auf welchem Balga stand, war nach der Landseite gen Osten hin fast ringsum von tiefem Gesümpfe, Morast und Brüchen umgeben, so daß bei milder Jahreszeit der Zugang zu der Burg hier für ganz unmöglich galt. Der Aufenthalt einer zahllosen Menge wilder Sumpfvögel bildete dieser grundlose Morast für die Burg die allersicherste Schutzwehr. Nur nach Süden hin hatte man durch eingelegte Baumstämme einen Damm befestigt und über dem Gesümpfe eine Art von Brücke verfertigt, auf welcher auch zur Sommerzeit zur Burg zu gelangen war. Dieser einzige Zugang durfte nur versperrt werden, um Balga gegen jeglichen Angriff vom Lande her völlig sicherzustellen. Also erbauten die Ordensritter am südlichsten Ende jenes Dammweges an dem Flüschen, welches von Hoppenbruch her in das Frische Haff einfließt, eine Mühle, die sie wie eine Burg auf jede Weise bewehrten und befestigten, mit Wall und Graben umzogen und zu Schutz und Verteidigung mit einer hinlänglichen Schar von Bewaffneten unter dem Befehl zweier Ordensbrüder besetzten.

Kaum aber war das Werk vollendet, als aus dem Innern Warmiens und aus der Landschaft Natangen eine mächtige

Schar von Kriegsleuten heranzog, die Glottiner als Führer an ihrer Spitze. Der erste Angriff mit frischer Kraft und zornigem Mut geschah auf jenes Außenwerk, und das Glück begleitete ihn. Nach kurzer Belagerung wurde die Mühle erstürmt, die sämtliche Mannschaft ermordet und die Feste durch Feuer vernichtet. Schwerer aber und fast unmöglich schien den ungeübten Kriegern die Eroberung der stark befestigten Burg. Daher auch nicht einmal ein Angriff auf ihre starken Mauern gewagt wurde. Man hielt für zweckmäßiger, sie rings umlagert zu halten, die Ritter mit ihren Kriegsleuten nur auf den engen Bereich ihrer Burg zu beschränken, die Zufuhr aller Lebensmittel abzuschneiden und so die Übergabe durch Not und Hunger zu erzwingen. Von Balga aus gen Osten hin lag jenseits des Gebrüches ein weites Feld, Partegal genannt, durch welches, wenn zur Winterzeit der vorliegende Morast erstarrte, der Einfall nach Warmien und Natangen leicht offenstand. Solchen zu verhindern, erbauten hier die Preußen eine starke Wehrburg und besetzten sie mit zahlreicher Mannschaft. Zu gleicher Zeit befestigte ein anderer Heerhaufe südwärts von Balga aus, am Ende des Gebrüches und am Eingang des Dammweges den Schrandenberg zum Bergfrieden. Auch diese Wehrfeste ward mit einer starken Zahl auserlesener Kriegsleute bemannt und hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt. Den Rittern auf Balga hatte es die zahllose, von Tag zu Tag vergrößerte Schar des Feindes, wie nicht minder der zwischen ihnen und den Preußen liegende Sumpf unmöglich gemacht, den Bau dieser Befestigungen



zu hindern. Ein offener Kampf im freien Felde wäre ihr Verderben gewesen bei der weit überlegenen feindlichen Macht. Noch zur glücklichen Stunde hatten zuvor die Ritter vor dem Dammwege, der nach Balga führte, auf einer Höhe, die wir den Schneckenberg genannt finden, eine feste Burgwehre errichtet und diese mit einer bedeutenden Schar rüstiger Kriegersleute unter dem Befehl mehrerer Ordensbrüder und eines tapferen Kriegers, Hartwicks von Pokarben — wahrscheinlich einer von den zu den Rittern geflüchteten Edlen der nahen Gegend — so trefflich bemannt, daß der Zugang zu der Hauptfeste Balga hierdurch versperrt war. Freilich war auf die Länge dadurch nicht viel gewonnen, denn die Kühnheit der Preußen durchbrach bald diese Hemmung; in kurzem war die Burgwehre von allen Seiten eingeschlossen und keiner von den Kriegersleuten durfte es wagen, im Freien zu erscheinen. Gelang es den Belagerern auch nicht, die Befestigung zu erstürmen, so wurden sie doch bald wieder Meister des Dammweges nach Balga hin und täglich trieb kecke Kampflust und Raubgier einzelne starke Heerhaufen bis unter die Mauern der Burg, so daß die Ritter auf Balga keine Stunde vor dem Feinde sicher waren und keiner die Wehren der Burg verlassen konnte. Jeder Tag aber steigerte die Gefahr und jeder Tag verminderte die Hoffnung auf Hilfe und Errettung. Nun drohte auch schon Mangel an den notwendigsten Bedürfnissen, denn selbst die Verbindung zu Wasser auf dem Haff mit den westlichen Landschaften war, wie es scheint, lange unterbrochen, sei es durch die Jahreszeit

oder durch den Feind, der vielleicht mittels Besetzung des Uferlandes unterhalb der Burg die Anfahrt verhinderte. Immer näher rückte die Stunde des Verderbens; es schien keine Rettung möglich; man dachte bald schon an das Äußerste: die Burg zu verlassen, durch Feuer zu vernichten und jeden sich Hilfe und Befreiung suchen zu lassen, wie er sie finden könne. Da kam auf unerwartete Weise rettender Beistand. Aber er kam dieses Mal nicht, wie früherhin durch den Papst, denn am Hofe zu Rom waren es für den Orden nicht mehr die glücklichen Tage Hermanns von Salza. Seit dieser Meister durch Krankheit gehindert in die Verhandlungen des Kaisers und des Papstes nicht mehr tätig eingreifen und die noch immer feindlichen Verhältnisse Lombardiens mit so geschickter, als glücklicher Hand leiten und lenken konnte, war die alte Spannung zwischen dem Kaiser und dem Römischen Hofe, der sich schon immer entschiedener zu Friedrichs Feinden hinwandte, von Tage zu Tage höher gestiegen. Das Schicksal fügte es, daß an demselben Tage und in denselben Stunden, als Hermanns friedlicher und veröhnlicher Geist dem Irdischen entschwand, ein furchtbarer Fluch des Papstes den Kaiser Friederich in den Bann erklärte. Am zwanzigsten März des Jahres 1239 ward dieser aus der Gemeinschaft der Kirche durch den Bannspruch ausgeschlossen: ein schrecklicher Tag für Friederichs Seele, die in einer Stunde den biedern, wahrhaften und treuliebenden Freund und den Frieden der Kirche sich entrissen sah. Aber auch für den Deutschen Orden trat eine betrübte, schwerbedrängte Zeit ein, denn

wie der zorngefüllte Papst Fürsten und Völker vom Kaiser loszureißen und alle Banden der Treue, des Gehorsams und der Liebe zum Oberhaupt des Reiches durch die Gewalt der Kirche zu zersprengen, alle Drohungen seiner Macht aufbot, um das Haus der Hohenstaufen für immer in den Staub zu treten, so erließ er auch an den Deutschen Ritterorden das strenge Gebot: er solle und müsse sofort alle Verbindung und jegliche Gemeinschaft mit dem gebannten und der Kirche entfremdeten Kaiser aufgeben, wofern er nicht alle Freiheiten, Vorrechte und Begünstigungen, die ihm je der Stuhl zu Rom verliehen, vernichtet sehen wolle. So schreckend indessen die Drohung war, so hatte sie doch keineswegs die erwartete Wirkung; denn wie sich der Papst in allem, was er als Folge seines Bannstrahles in Italien und Deutschland bezweckte, in dem Sturme seiner Leidenschaft gewaltig verrechnete und weder Fürsten noch Völker, selbst nicht einmal alle hohen Geistlichen in ihrer Treue gegen den Kaiser wankend wurden, so stand auch fernerhin der Deutsche Ritterorden unerschütterlich fest in seiner Anhänglichkeit zu seinem hohen Gönner, keine Schrecken der Kirche brachen seine Treue, und der Papst, durch diesen Ernst und diese Beharrlichkeit in der Gesinnung wie entwaffnet, wagte es nicht einmal, seine Drohung zu vollziehen. Seinen Groll indessen gegen den Orden legte er dadurch an den Tag, daß er, so lange er lebte, der Deutschen Ordensbrüder mit keinem gütigen Worte mehr gedachte und wie zur Rache an ihrer Sache in Preußen nur zu einem Kreuzzuge nach Estland aufmunterte. So

war es ohne Zweifel auch eine nur erzwungene Mäßigung, wenn nicht die Klugheit es gebot, daß er die damals gerade vom Bischof Christian bei ihm angebrachte Anklage gegen den Orden nicht ganz anders benutzte, als es geschah.

Sanken aber auch in solcher Weise die Ordensritter in der Gunst und Zuneigung des Papstes wegen der deutschen biederen Gesinnung, wegen der treuen Anhänglichkeit gegen ihren Herrn, ihren Wohltäter und Mitstifter ihrer Größe, wegen der ritterlichen Treue und Liebe zu ihrem Kaiser, so stieg der Orden doch in gleichem Maße in Wertschätzung und Achtung bei dem Kaiser, in Liebe und Zuneigung bei Königen und Fürsten. Friederich selbst vergalt die biedere Gesinnung bald durch neue Gunstbezeugungen. Unter den Königen leuchtet Wenzeslav, der von Böhmen, am meisten hervor, folgend dem rühmlichen Beispiel seines Vorgängers Ottokars des Zweiten. Aber auch Bela, der König von Ungarn, trat bald, wie wir fernerhin sehen werden, unter des Ordens Wohltätern und Beschützern auf. Unter der Zahl der Fürsten Deutschlands war es vor allen Otto, der edle Herzog von Braunschweig, welcher sich um den Orden manche hohe Verdienste erwarb.

Dieser Otto, das Kind genannt, seit wenigen Jahren erster Herzog von Braunschweig, war es, welcher dem Orden in Preußen, vorzüglich auch jenen bedrängten Rittern auf Balga, die langersehnte Hilfe brachte. Jugendliche Tatenlust, Durst nach Ruhm in Kämpfen gegen die Heiden, frommer Glaubenseifer und Zuneigung für den

Deutschen Orden mögen ihm das Herz erfüllt und ihn getrieben haben, einen Kreuzzug nach Preußen zu unternehmen. Gewiß aber wirkte auch der neue Hochmeister des Ordens, Conrad von Thüringen, auf seinen Entschluß nicht wenig ein, da nahe Verwandtschaft beide Fürsten verband. Nach trefflicher Rüstung trat er im Winter des Jahres 1239 den Zug nach Preußen an, an der Spitze von siebenhundert Lanzen und einer großen Schar von Pilgern. Ihn begleitete ohne Zweifel auch der neue Landmeister Heinrich von Wida.

An der Weichsel angelangt, fanden sie den Orden in neuen Mißhelligkeiten mit dem Herzog Conrad von Masovien. Das Gebiet von Löbau, an seiner westlichen Grenze das Kulmerland berührend, war des Zwistes Ursache. In Conrads Schenkungsbriefen war dieses Gebietes nie erwähnt worden. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte der Papst Innocenz der Dritte bei dem Übertritt des damaligen Landesfürsten Suavabuno zum Christentum das ganze Land Löbau dem Bischof Christian zugesprochen. An Rechte, welche über dieses Gebiet etwa dem Herzog von Masovien zustehen könnten, war damals nicht gedacht worden. Als der Orden ins Kulmerland trat, war das matte Licht des Christentums auch dort wieder gänzlich verloschen. Erst unter den Waffen der Ritter war es wieder angezündet und das Gebiet konnte daher mit allem Recht nach den geschehenen Verheißungen für ein Besitztum des Ordens gelten. Nun geschah aber im Jahre 1239, da Berlewin noch die Statthalterschaft des Landmeisters führte, daß Herzog Conrad seine Jäger ins Löbauische

Gebiet zur Jagd aussandte, weil er es noch als sein Eigentum betrachtete. Die Ordensritter ließen den Jagdleuten Geschoß, Hunde und das erlegte Wild wegnehmen, mit dem Bedeuten, es sei Besitztum des Ordens, wo sie das Wild gefangen. Da beschwerten sich Herzog Conrad und sein Sohn Boleslav über die Gewalttat bei dem päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena, und weil nun um diese Zeit der neue Landmeister eben angelangt war, so wurden von jenem Verhöre gehalten in Gegenwart beider Herzöge, Heinrichs von Wida und mehrerer Ordensbrüder zuerst zu Ploczk, dann zu Dobrin. Die Ordensritter leugneten, daß Löbau des Herzogs rechtmäßiges Eigentum sei, obgleich dieser sein Anrecht darauf gründete, daß seine Voreltern das Land mit Schwert und Schild den ungläubigen Preußen entrissen hätten. „Das ist nicht wahrscheinlich“, erwiderten die Ordensritter, „und überhaupt nicht wahr, da ihr ja Masovien selbst, euer väterliches Erbe, gegen die Preußen damals nicht einmal verteidigen konntet“; und die in der Versammlung gegenwärtigen Preußen stimmten in allem den Ordensherren bei. Da beschied der päpstliche Legat die streitenden Teile zu einem neuen Tage auf der Burg Michalow mit dem Auftrage, daß die Herzöge von Masovien dort ihr behauptetes Anrecht auf das Land Löbau näher erweisen sollten, denn die Ordensherren erboten sich, klar darzutun, daß es ihnen und den Preußen zugehöre. Allein auf diesem Tage erschien weder einer der beiden Herzöge, noch ein abgeordneter Sachwalter, und so blieben die Ordensritter auch ferner in des Landes Besitz.

Mittlerweile war Otto von Braunschweig mit allem Eifer bemüht gewesen, den Belagerten auf Balga zu Hilfe zu kommen. Aber es hielt schwer, die Hartbedrängten und Hoffnungslosen von seiner Ankunft zu unterrichten, denn wachsam, wie die Preußen im Kriege beständig waren, ließen sie auf dem Haff kein Fahrzeug der Burg irgend nahe kommen. Dennoch gelang es einem kleinen Boot, der Wachsamkeit des Feindes zu entgehen und sich zur Nachtzeit dem Ufer unter der Burg zu nähern. Ein Vertrauter des Herzogs schlich sich an die Burg, den Rittern die frohe Botschaft von der nahen Hilfe verkündigend. Man beriet mit ihm den Plan, wie die Heerschar der Preußen zu gleicher Zeit von der Mannschaft der Burg angegriffen und von des Herzogs Kriegshaufen überfallen werden könne, und entließ dann den Botschafter an den Herzog zurück. Ein vornehmer Preuße, der früher unter den Warmiern in hoher Achtung gestanden, sich aber zu den Ordensrittern nach Balga geflüchtet und dort die Taufe erhalten hatte — Pomande war sein Name — erbot sich zu des Planes Ausführung. Unter dem Scheine der Flucht begab er sich ins Lager seiner Landsleute und, mit Jubel von ihnen aufgenommen, wußte er durch vorgeblichen Haß und Widerwillen gegen Christen und Christentum das unbedingtste Vertrauen zu erwerben. Mit gespannter Erwartung vernahm man seine Erzählung von der Not und dem Bedrängnis der Ritter auf Balga. „Ich habe der Deutschen Sitte und Brauch in aller Weise gelernt kennen“, sprach er; „es sind fromme und gutgesinnte Menschen; aber Balga, so fest verwahrt es immer-

hin ist, werden sie nicht behaupten können. Schon wochenlang leiden sie schreckliche Hungersnot; vergeblich war alle ihre Hoffnung auf Errettung und Beihilfe aus Elbing und aus Deutschland. Doch diese Hilfe könnte wohl bald erfolgen. Darum ist es jetzt an der Zeit, die Bedrängnisse der Ritter zu benutzen, um die Burg zu gewinnen. Deshalb rate ich, machet euch auf, ziehet das Kriegsvolk aus Natangen, Warmien und aus dem Barterlande zu euch heran. Ich kehre zur Burg zurück; mir wird die Wache dort anvertraut; kommet ihr dann zum Sturme heran, so gebe ich euch das Zeichen, wo ihr die Burg erobern könnet. Doch erschrecket nicht, wenn sich die Ritter ins Freie zum offenen Kampfe stellen; um so leichter der Gewinn gegen die Ermatteten!“ — So sprach Pomande zu den Obersten der Warmier. Alsbald sandten sie Eilboten in die nahen Landschaften und nach wenigen Tagen erhielten sie die Nachricht, daß eiligst alles tüchtige Kriegsvolk aufbrechen und sich im Heerlager vor Balga mit ihnen vereinigen werde.

Da ging Pomande in die Burg zurück. Während nun im Heerlager der Preußen alles sich zum Kampfe rüstete und die Kriegshaufen aus Natangen, Warmien und Barterland herbeizogen, erhielt Herzog Otto die heimliche Botschaft aus der Burg. Eiligst macht er sich auf, nähert sich zur Nachtzeit dem Ufer, verbirgt einen Teil seines Kriegsvolkes im dichten Gebüsch, welches damals noch unter der Burg stand, den kleineren Teil entsendet er auf die Burg und in die Wehrfeste Schneckenberg und erwartet nun das verabredete Zeichen. Da bricht am Morgen das



feindliche Heer der Preußen aus seinem Lager auf, stark an Zahl, eine auserlesene Mannschaft, voll Siegeshoffnungen, an seiner Spitze die Mächtigsten und Edelsten der Landschaften. Der Herzog gewahrt das Zeichen; doch wie die Ritter auf der Burg, so verhält auch er sich in Ruhe, bis sich der Feind den Mauern Balgas ganz genähert. Da öffnen sich plötzlich die Tore der Burg; in wenigen Augenblicken steht das Kriegsvolk der Ritter zum Kampfe bereit und zieht dem Feinde entgegen. Die Heerhaufen der Preußen wichen bestürzt zurück, um ihre Schlachtreihen zu ordnen; darauf aber rückten sie kecken Mutes und meinend, daß nur Not und Hunger den Feind zum offenen Kampfe herausgetrieben, der feindlichen Schar entgegen. Es kam zum blutigen Streit auf freier Ebene. Die Preußen kämpften mit außerordentlicher Tapferkeit, die Deutschen wie Verzweifelte; der letzteren bessere Rüstung und Waffenart und eine Schar trefflich geübter Bogenschützen brachten dem Feinde große Verluste; aber immer hielt in diesem den Mut und durch den Mut auch den Kampf noch der Gedanke aufrecht, daß die Kraft der schon durch Hunger und Leiden ermüdeten Deutschen sich im Getümmel der Schlacht schnell verzehren müsse. Da bricht plötzlich der Braunschweiger aus dem Hinterhalt mit wildem Kriegsgeschrei auf den Feind im Rücken ein; der Kampf verwirrt sich auf die schrecklichste Weise; alles kommt in den Reihen der Preußen in gänzliche Unordnung; nirgends ist Halt und Widerstand, im Schwerte keine Rettung mehr und nur in der Flucht ein zweifelhaftes Heil. Aber auch dieses

ward nur wenigen zuteil, denn das unsichere, morastige Gelände fast rings umher machte das Entfliehen großer Haufen ganz unmöglich; zudem war auch der enge Dammweg schon während der Schlacht von denen aus der Wehrfeste Schneckenberg besetzt worden. Sonst war nirgends ein Ausweg; was von den Deutschen erreicht wurde, erlag dem Schwerte; viele von den Flüchtlingen, sich seitwärts wendend, erstickten im Sumpf. So war in wenigen Stunden das ganze Belagerungsheer der Preußen vor Balga völlig aufgerieben. Den Schrecken der furchtbaren Niederlage benutzend, brach nun Herzog Otto mit den Rittern auf Balga am nächsten Tage auch gegen die nahe Wehrfeste Schrandenberg und die Burg Partegal auf. Sie leisteten geringen Widerstand, wurden leicht erstürmt, durch Feuer verwüstet und die Mannschaft teils erschlagen, teils gefangen.

Doch nicht den Ruhm des Sieges allein, auch dessen schönere Früchte wollte Herzog Otto in Preußen noch ernten. Balga blieb ein ganzes Jahr hindurch sein Aufenthalt. Von hier aus brach er vereint mit dem Kriegsvolk des Ordens bald in Warmien, bald nach Natangen, bald ins tiefere Barterland ein. Und da aus allen diesen Gebieten die rüstigsten Krieger, die Hauptleute, vielleicht auch die Reiks oder die Fürsten im Kampfe vor Balga gefallen waren und überall Schrecken und Angst den Waffen des Herzogs unter dem verlassenen Volke vorangingen, so fand nirgends bedeutender Widerstand statt; keiner wagte es, an die Spitze der zaghaften Bewohner der Landschaften zu treten, um dem Kriegshaufen des

Herzogs Raub und Plünderung zu wehren. Da ergaben sich endlich, um der täglichen Angst und dem Jammer zu entgehen, die Preußen aus diesen Gegenden in ihr Schicksal, versprachen Gehorsam gegen die Herrschaft des Ordens und die Annahme des Christentums, stellten Geißeln zur Versicherung ihrer Treue und erhielten vom Herzog das verbürgte Versprechen, daß ihre Freiheit nicht unterdrückt, ihr Landbesitz ihnen gelassen und nur ein jährlicher Zins von ihnen an den Orden entrichtet werden solle.

# JOSEF FREIHERR VON EICHENDORFF

wurde am 10. März 1788 auf dem buchenumrauschten Schloß Lubowitz bei Ratibor geboren. Nach Jahren des Rechtsstudiums in Halle und Heidelberg suchte der Schlesier Beschäftigung in österreichischem Staatsdienst, bis ihn die Freiheitskriege aus der Amtsstube vertrieben. Der Lützower Jäger suchte künftig das Heil in Preußen, wenn ihn sein Herz auch ständig südwärts zog. Im Silberhammer bei Danzig schuf er seinen unsterblichen „Taugenichts“. Am 23. September 1824 kam er als katholischer Konsistorial- und Schulrat in die Heimatstadt Kants, deren geistige Haltung sein Fühlen straffte: gerade hier widmet er sich dramatischen Arbeiten (Ezzelin von Romano, Meierbeths Glück und Ende. Sein „Letzter Held von Marienburg“ ging über unsere Bühne). Trotz der schönen Wohnung in dem Hause, das jetzt das geologische Museum birgt, und

trotz des Umgangs mit Männern wie v. Schön, Bessel und Johannes Voigt, konnte Eichendorff sich nicht recht eingewöhnen. Er scheute das rauhe Klima, klagte über klägliche Besoldung und fürchtete, hier als Dichter begraben zu sein. Erst in Berlin, wohin er 1831 ins Kultusministerium berufen wurde, bekannte er, daß sich in Königsberg besser leben lasse als in Berlin, und seinem Freunde v. Schön gestand er: „Es bleibt dabei, von (Ost)Preußen kommt mir doch alles wahrhaft Anregende und Erfreuliche meines Lebens“, und seine Gattin empfand Heimweh nach Königsberg. 1843 kam er noch einmal hierher, um archivalische Studien für seine „Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg“ zu machen. Am 26. November 1857 ist er zu Neisse gestorben.

## AUS DER GESCHICHTE DER MARIENBURG

### VERFALL

Fünf Hochmeister waren bereits seit Siegfried von Feuchtwangen durch die Hallen der Marienburg geschritten und in die Ahnengruft gesunken. Reichtum und Glück hatten unterdes nicht versäumt, ihre heimlich zersetzende Gewalt auch an dem Orden zu üben. Junkerhaft übermütig hatte er in den Welthändeln seine ursprüngliche Unschuld verspielt, seine geistige Grundlage, die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams, waren innerlich schon gebrochen; an die Stelle der eigenen begeisterten Kraft traten Schwärme kostspieliger und unzuverlässiger Söldner; überall müde Halbheit, nicht recht geistlich und nicht recht ritterlich; um so gefährlicher jetzt dem eifersüchtigen, kriegslustigen Polenkönig Jagiel gegenüber, der die Vergrößerung der benachbarten Ordensmacht schon längst mit kaum verhaltenem Groll betrachtete.

Da sehen wir, im letzten Abendgolde der fröhlichen Tage Winrichs, den frommen, friedlich gesinnten Hochmeister Konrad von Jungingen wohlthätig waltend von Burg zu Burg durch die gesegneten Fluren ziehen, wo das Bauernvolk abends unter seinen Fenstern tanzt und die Schüler in den Städten ihn singend empfangen, gleich einem patriarchalischen Landedelmann, von den müßigen, gelangweilten Ordensbrüdern spottweis „gnädige Frau Äbtissin“ genannt.

Es war eine tiefe Gewitterschwüle, schon zuckten Blitze in der Ferne und ein großer hellstrahlender Komet zog über das stille Land, den der Hofnarr, weiser wie die Gescheuten, als ein Zeichen der Verdammnis des Ordens deutete.

Sterbend noch warnte Meister Konrad vor seinem unerschrockenen kampfbegierigen Bruder Ulrich von Jungingen. Aber die Geschicke drängten in Sturmeseile; immer unverhohlener hatte Jagel schon die Hand am Schwert; gerade jetzt schien den Ordensrittern ein Führer vonnöten, der den unerträglichen Friedensbann zu lösen den Mut hätte. So wählten sie (1407) jener Warnung zum Trotz, den bisherigen Ordensmarschall Ulrich von Jungingen dennoch zum Meister.

Und er hielt ihnen Wort. Ungeduldig brach er bald nach seiner Wahl die Stille, die freilich nicht mehr zu halten war. Da begann auf der Marienburg eine fast fieberhafte Hast und Unruhe; Pulver wurde verfertigt, eilig neues Geschütz von damals unerhörter Größe gegossen, Fenster und Öffnungen wurden vermauert, Tore und Zugänge, sogar die Treppen zur Gegenwehr befestigt; die

Briefjungen auf ihren Schweiken flogen hin und her durchs Land, der Meister selbst bereiste die Burgen, überall ermutigend und rüstend.

Aufgeschreckt durch das Waffengerassel, zauderte nun auch der lauernde Polenkönig nicht länger. Mit großer Heeresmacht, Polen, Litauern und Tataren, brach er an die Grenze auf, wo ihn der Hochmeister kampffertig schon erwartete. Einige Tage noch, dem Flusse Drewenz entlang, standen die Kriegeswetter grollend einander gegenüber, ungewiß wohin die Blitze zielten. Da dringt der König zuerst über Gilgenburg ins Land, der Meister, mit allem was wehrhaft, ihm rasch entgegen. Auf den verhängnisvollen Ebenen bei dem Dorfe Tannenberg endlich, am 15. Juli 1410, stoßen sie furchtbar zusammen. Der Meister mit fast allen Ordensgebiets und sechshundert Rittern und Knechten sinkt auf der Walstatt, vierzigtausend Leichen seines Heeres um ihn her. — Der Orden schien mit einem Schlage vernichtet, alles verloren, nur die Ehre nicht, denn sie war durch sechzigtausend erschlagene Polen blutig erkaufft.

Der König selbst erschrocken über den entsetzlichen Sieg, besann sich zwei Tage lang, dann zog er über Osterode, Mohrunen und Christburg gerade auf Marienburg zu, das der gefallene Meister, vor der Schlacht alle Geschütze und Vorräte an sich raffend, wehrlos gemacht hatte. Das Grauen ging vor dem wilden Zuge her und übermannte alle Burgen und Städte. Ritter und Bürger huldigten ehrvergessen der Gewalt und gleißenden Verführung des Siegers, „dergleichen (sagen Lindenblatts Jahrbücher) nie

ward gehört in irgend einem Lande von so großer Untreue und schneller Wandelunge“.

Da, auf die erste Kunde von dem unermeßlichen Unglück, sprengte ein Ordensritter mit seiner kleinen Schar in die Tore Marienburgs, eilig, staubbedeckt, einen Löwen im Schilde. Graf Heinrich von Plauen war's, der Komtur von Schwetz, den der Meister vor der Schlacht nach Pommerellen entsandt hatte, einer der Gewaltigen, welche die Geschicke wenden. Und hinter sich die Nogatbrücke abbrechend, gebot er sofort die Stadt niederzubrennen, denn sie war nicht zu verteidigen; mit der Stadt aber fiel die Burg und mit der Burg der Orden.

Da wirrte und hallte es auf einmal in dem vor wenigen Stunden noch totenstillen Haupthause. Die erschrockenen Marienburger Bürger, Frauen, Mägde und Kinder füllten alle Luken des Schlosses bis in die Keller hinab. Zwischen langen Wagenzügen und brüllendem Vieh, von den nahen Höfen eiligst hereingetrieben, drängten sich Reiter und Knechte, rufend und ordnend im wilden Widerschein der Flammen, die der kühne Plauen als ein Wahrzeichen über dem Lande entfaltet. Und er irrte nicht, die feurige Mahnung wurde verstanden. Mehrere treugebliebene Ritter, unter ihnen Wenzel von Dohna, eilten mit ihrem aus der Schlacht geretteten Häuflein dem Haupthause zu, wie verflogene Adler nach ihrem Horst. Jenseits der Nogat aber sah man ein Fähnlein wehen, einem reisigen Zuge von vierhundert bewaffneten Männern voran: das waren die Schiffskinder von Danzig, die ihre bereits abtrünnig gewordene Heimat verließen, um für den Orden zu streiten. So hatten sich in kurzer Frist gegen vier-



bis fünftausend Mann Kriegsvolkes auf dem Hause versammelt.

Es war der zehnte Tag nach der Schlacht von Tannenberg, als man endlich von den Zinnen der Burg die ersten feindlichen Scharen erblickte. Sie drangen vom Stuhmer Walde hervor; brennende Dörfer, Mord, Raub und unübersehbarer Jammer bezeichneten die Straßen, die sie zogen. Ein billiger Friedensvorschlag Plauens war an dem Stolze Jagjels gescheitert, die siegestrunkenen Horden umzingelten rasch von allen Seiten die Burg; ihr Wurfgeschütz, das sie sogar auf der vom Stadtbrande verschonten Johanniskirche aufgepflanzt, hatte es vorzüglich auf das Mittelschloß und des Meisters Wohnhaus abgesehen. „Wohlan denn“, rief da der Plauen, „Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, aus Marienburg weiche ich nimmermehr!“

Er war inzwischen zum Statthalter ernannt worden und hatte selbst mit 2000 Mann die Verteidigung der oberen Burg übernommen, andere 2000 Mann aber in das mittlere Haus geworfen, während er die Rettung der Vorburg seinem tapferen Bruder Heinrich mit 1000 Mann und dem Volke aus den Werdern anvertraute. Kühne und glückliche Ausfälle, oft bis an das polnische Lager vordringend, beunruhigten unausgesetzt den Feind. Da hatten sie denn — wie Lindenblatt sagt — manch ritterlich Spiel gegen die Heiden und Polen täglich vor dem Hause, so daß Jagjel endlich voll Unmut ausrief: „Wir wädhnten, sie seien von uns belagert, und doch sind wir es vielmehr von ihnen.“

In dieser Zeit, so erzählen die alten Landes-Chroniken,

richtete ein Büchenschütze des Königs seine Steinbüchse gegen das große Muttergottesbild an der St.-Annen-Kapelle. Der Schuß fehlte, aber der frevelhafte Schütze wurde von Stund an blind und Furcht und Schrecken über das Ereignis gingen entmutigend durch das polnische Heer. Da sann Jagjel, von den Belagerten immer härter bedrängt, auf List und Tücke. Es war ihm wohl bekannt, daß sich Plauen mit seinen Ordensbrüdern und den Söldnerführern zur Erholung und Beratung öfters in des Meisters Großem Remter zu versammeln pflegte, dessen mächtiges Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruht. Dieser sollte durch eine jenseits der Nogat versteckte Donnerbüchse zertrümmert und der Statthalter mit den Rittern unter dem nachstürzenden Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Diener Plauens bezeichnete an einem der nach dem Fluß gelegenen Fenster verabredetermaßen mit seiner roten Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um wenige Zoll am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand. Man schrieb darunter:

„Als man zelet MCCCCX Jar,  
Dieß sag ich euch allen fürwar,  
Der stein wart geschossen in die want,  
Hie sol er bleiben zu einem ewigen pfant.“

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht, aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch bis heut das Angedenken des hochherzigen Plaunen, dem sie galt. So hatte der letztere schon fast zwei Monate übermenschlich mit der Übermacht gerungen. Da vernahmen die im polnischen Lager eines Tages plötzlich Trompeten- und

Posaunenschall und fröhlichen Jubel von den Zinnen der Burg. Gute Botschaft war von allen Seiten angekommen. König Sigismund von Ungarn war in Polen eingebrochen, der Marschall von Livland mit einem starken Heere bereits in Königsberg angelangt, überall stand das Land auf, um Marienburg zu entsetzen. „Lebend laß ich das Haus nicht“, ließ Plauen dem Polenkönige entbieten, der in solcher Verlegenheit jetzt seinerseits einen Friedensantrag versuchte, denn sein Heer war von vergeblichen Anstrengungen, Krankheiten und Ungeziefer fast verzehrt. Da wandte sich Jagjel am 19. September 1410 endlich nach den Grenzen seines bedrohten Reiches zurück, auf dem Heimzuge noch einige Schlösser bezwingend. Aber der Marschall von Livland folgte ihm auf der Ferse und eroberte alle Burgen wieder, Preußen war frei, und noch einmal hatte der heldenmütige Statthalter das deutsche Banner über dem Lande aufgerichtet. „Also“, sagt Lindenblatt, „geschah es nach Schickung und Willen unseres Herrn!“

Noch im November desselben Jahres wurde Plauen einstimmig zum Ordensmeister erwählt. Seine erste Sorge, nachdem er das Land vom Feinde völlig gesäubert, war die Wiederherstellung und stärkere Befestigung des Haupthauses, dessen Vorburg sowie des Meisters Gemach durch die Belagerung am meisten gelitten hatten. So wurde in jener Zeit in der Vorburg am Nogatufer der noch jetzt stehende schiebelichte (runde) Turm (vom Volke der Buttermilchturm geheißen) erbaut, von dem eine ganz unbe gründete Sage erzählt, es seien die reichen Bauern von

Groß-Lichtenau im großen Werder wegen ihres frevlen Übermutes verurteilt worden, so viel Buttermilch zu liefern, als zur Zubereitung des Kalkes für den Turm nötig gewesen.

Doch noch andere, mächtigere Sorgen bewegten die hohe Seele des Meisters. Die Gefahr erkennend, die auf halbem Wege lauerte, und daß dennoch alles verloren war, wenn nicht alles gewonnen wurde, faßte er den großen Gedanken, dem Unvermeidlichen rasch zuvorzukommen und selbst in Polen einzufallen. Allein durch die Wiederherstellung des Haupthauses und der andern Burgen, durch die Ansprüche, welche die Könige von Böhmen und Ungarn, sowie die befreundeten Söldnerführer machten, war der Ordensschatz völlig erschöpft. So beschloß er denn kühn, des Lebens Güter an das Höchste zu setzen. Eine wiederholte Schatzung, welcher Geistliche, Herren und Knechte unterlagen, erging über das ganze Land, alles Silbergerät der Burgen und Kirchen wurde verschmolzen, die Landesritter mußten die Darlehen, die sie in besseren Tagen vom Orden erhalten, unnachsichtlich zurückzahlen.

Da aber wurde es auf einmal furchtbar klar, daß der Orden sich selbst nicht mehr begriff; ein Schrei des Mißmuts ging durch das ganze Land, die Gemeinheit scharte sich überall um ihre Fleischtöpfe. Der Held, der in den Tagen der Gefahr den Orden überwacht und gehalten, mußte sich nun selbst hinter Schloß und Riegel vor tückischem Verrat bewachen lassen. Er wurde auf einem Kapitel zu Marienburg am St.-Burchardts-Tage 1413 seiner Meisterwürde entsetzt und starb im Jahre 1429 arm und

vergessen in der einsamen Burg zu Lochstädt, ein tragisches Vorbild derer, die über ihrer Zeit stehen.

---

Seitdem war fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Wir sehen die mächtigen Zinnen noch über dem Lande prangen; aber es ist nun still geworden und öde im Hause, das schon tief im Abendrot seiner Geschicke steht. Denn der Orden hatte längst seine Aufgabe ritterlich gelöst, das Land war bekehrt und deutsch, er focht nicht mehr um Gottes willen, es galt fortan nur noch das starre Behaupten seiner eigenen Herrschaft, die für die verwandelte Zeit und für das neugeschaffene Volk, das sich bereits selbst zu schützen imstande war, keine innere Notwendigkeit und Bedeutung mehr hatte. Es konnte nicht fehlen: da der begeisternde Gedanke unvermerkt abhanden gekommen, mußte allmählich alles nachstürzen. Die Langweile der Nüchternheit bereitete Eigennutz, Sittenlosigkeit und Ungehorsam. Schon hatten drei Konvente, ohne des Meisters Untersuchung und Entscheidung abzuwarten, den Ordensmarschall seines Amtes entsetzt, einige Gebietiger verliehen eigenmächtig Komturämter nach Belieben, Komture selbst befehdeten und plünderten sich untereinander.

Dieser veralteten, leeren und morschen Schaurüstung gegenüber erhob sich aber hier, wie dazumal fast in ganz Europa, soeben mit jugendlicher Kraft das neue Bürgertum der Städte, dem sich die Landesritter willig angeschlossen. Sie hatten insgesamt Dasein und Gedeihen dem Orden zu verdanken; aber die strebsame Jugend ist

jederzeit vergeßlich, und so nahmen sie denn gar vieles, was ihnen früher als väterliche Gunst verliehen worden, jetzt trotzig und gewaltsam als Recht in Anspruch. Aus so tiefgreifendem Zwiespalt entstand zwischen dem Landadel und den Bürgermeistern der Städte im Jahre 1440 der Preußische Bund zum Schutze ihrer Freiheit gegen den Orden, zur Hut ihrer Gerechtsame und Abhilfe von Beschwerden, die, der Natur der Verhältnisse nach, nicht zu schlichten waren.

Wechselseitiger Groll und Erbitterung unterbrannten fortan den Boden, durch den Übermut der Ordensbrüder wie der Verbündeten, welche von jenen Bundesschälke geschimpft wurden, zu immer heftigeren Lohen geschürt. Vergebens versuchte der friedliebende Meister Paul von Rußdorf auf einem Kapitel zu Marienburg noch einmal vermittelnd einzutreten. Trotz gegen Trotz! war die Losung der Überzahl der Ordensritter, die zuletzt mit gezückten Schwertern den Kapitelsaal verlassend, in wilder Wut sich stürmend der oberen Burg bemächtigten, so daß der erschrockene Meister noch in derselben Nacht vor seinen eigenen Brüdern nach Danzig flüchten mußte. Endlich brach die dumpfe Gärung in offenen Kampf aus. Der Bund rief die Polen zu Hilfe und überantwortete ihnen stammvergessen das deutsche Land. In solchen Übergangsperioden aber, welche eine neue Zeit ausgebären, fehlte es nimmer an mächtigen Charakteren, die wie leuchtende Meteore den Glanz der Vergangenheit noch einmal flüchtig widerspiegeln. So war es hier abermals ein Heinrich Reuß von Plauen, der verzweifelt für den Orden kämpfte, und der heldenmütige Bürgermeister

Bartholomäus Blume hat sich durch seine großartige Verteidigung der Stadt Marienburg ein unvergängliches Andenken erworben. Allein es war zu spät. Der Orden, welcher seine Mietlinge nicht zu bezahlen vermochte, war bereits ein Knecht seiner eigenen frechen Söldnerhaufen geworden. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sah sich genötigt, diesen das Haupthaus zu verpfänden, das sie demnächst, da er es nicht wieder einlösen konnte, mit vielen andern Burgen an den Polenkönig Casimir verkauften. Blume wurde, auf Geheiß des letzteren, in einem Turm der Stadt Marienburg enthauptet, der noch lange Blum-Turm geheißen war, und am 6. Juni 1457 zogen sechshundert polnische Reiter in die Tore des Haupthauses ein. Der ehemalige Geheime Rat des Hochmeisters, Hans von Baisen, jetzt zum polnischen Gubernator des Landes ernannt, hauste in denselben Gemächern, wo er einst als Page dem Hochmeister aufgewartet hatte. Der Hochmeister aber entfloh, bitterlich weinend, bei Nacht auf einem Fischerkahn nach Königsberg, das seitdem zum Hauptsitz erkoren wurde. Marienburg sah keinen Meister wieder.

---

#### WIEDERAUFBAU

Jede denkwürdige Ruine hat ihren frommen Hüter. Auch die Marienburg war in dieser Hinsicht wohlbedacht. Dr. Häbler, fast ein Menschenalter hindurch evangelischer Prediger der Stadt, machte es zur Aufgabe seines Lebens, mit beharrlicher Liebe und Treue die Geschichte des Schlosses, seine früheren Zustände und Verwandlungen zu erforschen. Manches hatte er vor seinem Verfall noch

selbst gesehen und trug durch sorgfältige Nachfrage bei den ältesten Einwohnern und durch unermüdliches Sammeln und Vergleichen längstvergessener Handschriften wesentlich dazu bei, das Dunkel, welches über den öden Räumen schwebte, aufzuklären. Das sehr reiche und jedem Geschichtsschreiber Preußens unentbehrliche Ergebnis seiner Forschungen, Auszüge aus alten Urkunden, Chroniken und darauf gegründete eigene Ansichten und Kombinationen hat er im hohen Alter in acht handschriftlichen Bänden niedergelegt, welche im Schloßarchiv aufbewahrt werden. Viele, die damals das Schloß besucht, werden sich des zuverlässigen Führers durch das verworrene Labyrinth der Hallen und Gänge noch dankbar erinnern. Sein Andenken — er starb im Jahre 1841 und hatte also noch die wohlverdiente Freude, die Herstellung zu erleben — ist durch ein gemaltes Fenster in Meisters Stube geehrt worden, welches mit einer auf ihn bezüglichen Inschrift die größtenteils nach seinen Entdeckungen restaurierte Fassade des Schlosses darstellt.

Allein er war mit seinem Wünschen und Hoffen lange einsam und unbeachtet geblieben. Zwar wurde auf Veranlassung des Schenkendorfschen Aufsatzes schon vor dem Jahre 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt; aber das hereinbrechende Unglück hatte keine Zeit zu solchen Gedanken. Nachdem aber folgte jene tiefe dumpfe Gewitterschwüle, eine heimlich arbeitende Zeit ernster Einkehr in sich selbst, äußerer Armut und inneren Reichtums. Das Goldene Kalb materieller Macht, das sie so lange angebetet, lag zerschmettert; sie mußte sich nach



andern Göttern umsehen, vor allem aber mußte man erst den wankenden Boden sichern, bevor man darauf baute. Da griff plötzlich Gottes Hand allmächtig ordnend durch die ziehenden Verhängnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenrot einer neuen Zeit mahnend herüber. Das große französische Heer, welches noch vor kurzem so übermütig durch Marienburg gezogen, wankte einzeln, in Lumpen, von Fiebern schauernd, der fernen Heimat zu und bettelte um die Barmherzigkeit seiner Feinde. Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland. Das Land Marienburgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen und von hieraus flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu einem Siegesheer verbrüdete.

Dieser Sieg aber hatte, außer den Franzosen, auch den inneren Feind, der jene einst ins Land gerufen, überwältigt. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selber wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und Irrtümern der vorübergegangenen Geschlechter nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Überzeugungen und Zustände. Aber es wäre, wie anderswo, so auch in Preußen bei der fruchtlosen Sehnsucht und alles nur ein schöner märchenhafter Traum geblieben; — da wies auf

einmal ein Mann, der schon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußischer Größe und Bildung, auf die verlassene Marienburg hin.

Der damalige Oberpräsident, später Staatsminister, von Schön war es, der auf seiner Durchreise durch Marienburg im Jahre 1815 den alten erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkennend, den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost ans Werk, überpfeilerte mutig manche kleinliche Ungunst, zweifel-süchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit, und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Auf seine Veranlassung wurde sofort der Architekt Costenoble aus Magdeburg, der sich durch die Herausgabe eines Werkes über die Prinzipien der altdeutschen Baukunst rühmlich ausgezeichnet hatte, nach Marienburg berufen, wo er im Jahre 1816 das Schloß besichtigte, um zu dessen Wiederausbau sachgemäße Vorschläge zu machen. Es konnte hierbei, wie sich von selbst versteht, nur das eigentliche Prachtschloß, d. h. der nordwestliche Flügel des Mittelschlusses, in Betracht kommen, denn die beiden andern Flügel des letzteren sowie das ganze hohe Schloß,

wo man, wie wir oben gesehen, alle Gewölbe bereits zertrümmert hatte, waren nicht mehr zu retten. Die ursprünglich beabsichtigte Wiederherstellung sollte demnach auch nur den in jedem Flügel enthaltenen Konventsremter, die Wohngemache, den Großen und Kleinen Remter des Hochmeisters, die darunter belegenen Kellergeschosse sowie die Dächer, Mauern, Fenster, Türen, äußeren Verzierungen und endlich die Schloßkirche nebst dem daranstoßenden Turm umfassen. Der Staat trat hochherzig an die Spitze des Unternehmens. Der Plan wurde höchsten Orts genehmigt und zu dessen Ausführung als erste Spende vorläufig eine aus dem Verkauf einiger französischen Militär-Effekten in Danzig übriggebliebene Summe von 9,255 Taler bewilligt.

Mit so geringen Mitteln schritt man nun frisch zur Tat. Am 3. August 1817, dem Geburtstage des Königs, wurde die Wiederherstellung begonnen, nachdem das Schloß seit vollen 360 Jahren aufgehört hatte, Sitz der Hochmeister zu sein.

wurde am 28. Februar 1792 auf dem Gute Piep in Estland geboren, studierte in Dorpat Medizin und Botanik, widmete sich in Wien und Würzburg der praktischen Arzneikunde und kam Ende August 1817 als Prosektor seines einstigen Dorpater Lehrers Burdach nach Königsberg. Er hatte bedeutenden Anteil an der Errichtung der hiesigen „anatomischen Anstalt“. Seine Vorlesungen verraten umfassendes Wissen (Medizin, Zoologie, Botanik). 1820 heiratete er die Königsbergerin Auguste von Medem; im selben Jahre wurde ihm der Auftrag zuteil, ein zoologisches Museum einzurichten, als dessen Grundstock ihm ein vollständig zerfressener Vogel, ein Nest und das Ei eines Kasuars überwiesen wurden. Durch Werbung in der Bürgerschaft mit Vorträgen und Zeitungsartikeln ver-

größerte sich die Sammlung so rasch, daß sie nach zwei Jahren zweimal wöchentlich dem Publikum geöffnet werden konnte. Der ordentliche Professor der Zoologie und auch der Anatomie wurde hier in Königsberg der Vater der Entwicklungsgeschichte (er entdeckte das Säugetierei). Trotz des hohen Ansehens, das er in der Bürgerschaft genoß, verließ er am 19. Oktober 1834 Königsberg, das er immer als „literarische Oase“ betrachtete, um einen Ruf nach Petersburg anzunehmen. Er starb am 28. November 1876 in Dorpat. Bedeutendes leistete er auch auf dem Gebiete der Zootomie (Tierzergliederung).

## DIE UNIVERSITÄT ZU KÖNIGSBERG

Die Universität zu Königsberg war bis nach dem Tode von Kant gar sehr vom Staate vernachlässigt. Die Königsberger behaupteten, Ostpreußen würde von Berlin aus als eine Art Sibirien behandelt, blieben dabei doch die treuesten Anhänger des Königshauses und die eifrigsten Verfechter der preußischen Ehre; weil sie sich mit Recht als die Wiege betrachteten, so nahmen sie an der Größe des ausgewanderten Sprößlings den herzlichsten Anteil und waren also Patrioten, wie sie der Staat nur wünschen konnte. Allein bei dem schwierigen und seltenen Verkehr damaliger Zeit mit den übrigen Bestandteilen des Staates hatte sich auch ein Lokalpatriotismus als Altpreußentum entwickelt. Ich stimme ganz dem Urteil Burdachs bei, daß dieses Altpreußentum sich durch Biederkeit, Tüchtigkeit und sehr konservativen Sinn auszeichnete. Infolge desselben, zum Teil aber auch wohl, weil man aus Deutsch-

land nicht gern in die entlegene, nicht zum Deutschen Reiche gehörige und lange Zeit hindurch von Polen bedrängte Provinz einwanderte, war die Universität, obgleich schon im Jahre 1544 gestiftet, lange Zeit vorherrschend mit Eingeborenen besetzt worden. Das hatte die Folge, daß den Lokalverhältnissen des Landes, seiner Geschichte und Geographie manche anhaltende Arbeit von bleibendem Wert gewidmet wurde, der Anteil aber, den Ostpreußen an der allgemeinen Entwicklung des deutschen Volkes und der Wissenschaft überhaupt hatte, bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts nur ein geringer war, denn Kopernikus, zu Thorn in Westpreußen geboren, war eben deshalb als Bürger des Polnischen Staates zu betrachten. Aber im 18. Jahrhundert griff Ostpreußen mächtig in die Entwicklung des deutschen Volkes ein und verbreitete damit einen hohen Glanz über Königsberg. Gottsched war zwar ausgewandert, um den Werbem unter Friedrich Wilhelm I. zu entgehen, allein er bewahrte immer einen altpreußischen Patriotismus. Es mußte in Deutschland auffallen, daß ein Sprößling der wenig beachteten Provinz Ostpreußen, Reformator der deutschen Literatur werden sollte, bald aber begründeten die geistreichen Schriftsteller Hamann, Hippel und Herder die Erkenntnis, daß Ostpreußen durch frühere Verdrängung und Germanisierung der alten Preußen und Pflege deutscher Bildung sich das Recht erworben habe, als deutsches Land zu gelten. Den größten Ruhm aber erreichte Königsberg am Schlusse des Jahrhunderts durch den unsterblichen Kant, der es zu einem Glanzpunkte

gerade für diejenige Wissenschaft erhob, für welche nächst den Griechen die Deutschen sich am meisten befähigt glauben dürfen. Die Deutschen mußten aus ihrem eigenen Reiche nach Ostpreußen auswandern, wenn sie die Nahrung für ihr eigentümliches geistiges Bedürfnis unmittelbar aus der Quelle schöpfen wollten. Neben Kant war noch von nachhaltiger Wirksamkeit Chr. J. Kraus, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn, der sich zuletzt der Staatswirtschaft besonders widmete, früh die Prinzipie des Freihandels geltend machte und begeisterte Schüler zog. Alle diese Männer hatten sich ihre Bedeutung nur durch eigene Kraft erworben. Der Staat hatte sehr wenig dazu beigetragen. Die Zahl der Lehrstühle an der Universität war nur gering, die Universitätsbibliothek sehr arm. Die noch geltenden Universitätsgesetze waren weit über ein Jahrhundert unverändert geblieben, und hatten einen mittelalterlichen Charakter. So war den jedesmaligen Dekanen der Fakultäten aufgetragen, darauf zu sehen, daß keine Neuerungen in den Dissertationen vorkämen (*ne quid novi insit*). Der Doktor der Medizin mußte bei der Promotion schwören, keine magischen Mittel und keine nicht genug erprobten anzuwenden usw. An Anstalten und Sammlungen für die Naturwissenschaften, die überhaupt neueren Ursprungs sind, fehlte es gänzlich, wie auch an einer Sternwarte. Der einzige Repräsentant der Naturwissenschaften auf dieser Universität war längere Zeit Karl Gottfr. Hagen, der Chemie und Pharmazie bis zu seinem Tode (1829) las, aber früher auch Physik, Mineralogie, Botanik und Zoologie vorgetragen

und in diesen Disziplinen selbständige Arbeiten geliefert hatte. Mit allen diesen Fächern sich zu beschäftigen, wäre ihm auch nicht möglich gewesen, wenn er nicht durch den Besitz einer Apotheke ein wohlhabender Mann geworden wäre. Erst nachdem Kant (1804) und bald darauf auch Kraus (1807) gestorben waren, und der Hof selbst infolge der unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstedt und des Verlustes von Berlin sich längere Zeit in Königsberg aufgehalten hatte, scheint die Regierung erkannt zu haben, wie sehr sie die Universität zu Königsberg vernachlässigt hatte. Noch vor der Erhebung durch den Befreiungskrieg wurde Schweigger nach Königsberg berufen, um einen botanischen Garten zu gründen und Botanik zu lehren, Bessel zur Gründung der später so berühmten Sternwarte, Burdach für die Anatomie, Herbart hatte die Professur der Philosophie erhalten. Auch für andere Fächer wurden neue Kräfte aus der Ferne nach Königsberg berufen, für Philologie der berühmte Lobeck, für Geographie und Statistik Gaspari, für Jurisprudenz Mühlenbruch, für Theologie Wald, Vater (der Polygotte), Kähler und Dinter. Es scheint, daß die Regierung die Absicht hatte, den provinziellen Charakter, der an dieser Universität sich bisher mehr geltend gemacht hatte, als an anderen Orten, zu verwischen. Vielleicht mochte sie glauben, daß der provinzielle Sinn das Zurückbleiben der Universität in allen neuen Fächern veranlaßt habe. Es muß den Altpreußen aber zur großen Ehre angerechnet werden, daß sie alle diese Männer herzlich aufnahmen. Nachdem auf diese Weise viele Fremde von anderen Universitäten ge-



kommen waren, ging man auch an eine Umarbeitung der völlig veralteten Statuten. Diese Arbeit wurde aber unterbrochen, als im Jahre 1819 die Verfolgung der demagogischen Umtriebe ausbrach. Sie ist erst im Jahre 1843 durchgeführt.

# KARL ROSENKRANZ

*der Schüler und Fortsetzer Hegels, wurde am 23. April 1805 zu Magdeburg geboren. Nach einer Professur in Halle erhielt er 1833 als Nachfolger Herbarts die Berufung auf Kants Lehrstuhl. Er starb hier, nahezu völlig erblindet, im Jahre 1879 (14. Juni) und ist auf dem Kirchhof bei der Sternwarte beerdigt. Das französische Blut, das durch die Mutter in seinen Adern floß, schenkte ihm wohl das sprühende Temperament, die Leichtigkeit der Rede und des Schaffens, die Liebenswürdigkeit und Beweglichkeit, die ihn kennzeichnen. Er kämpfte stets gegen die provinzielle Enge und schuf Brücken zwischen Universität und Bürgerschaft. Seine Anmut und sein umfangreiches Wissen — schrieb er doch neben philosophischen auch literarische und literarhistorische Werke (s. Königsberger*

Skizzen) — machten ihn zu einem der beliebtesten Lehrer, dessen Hörer stets das größte Auditorium füllten. Die ganze Stadt verehrte das edle Menschentum dieses Mannes, dem Preußen die rechte Heimat wurde. Oft war er Rektor der Albertina und eineinhalb Jahre auch vortragender Rat im Kultusministerium.

## KÖNIGSBERGER PROVINZIALISMEN

Die Universalität, die ich als den einen Grundzug im Charakter Königsbergs angegeben habe, verleugnet sich auch in seiner Sprache nicht. Die Bestandteile der Bevölkerung sind so gemischt, daß notwendig auch die Sprache die Mannigfaltigkeit derselben widerspiegeln muß. Ich werde auf einige besondere Eigentümlichkeiten darin aufmerksam machen.

*Idiotismen.* Jeder Fremde, der nach Königsberg kommt, hat hier, wie überall, einige Wörter in sein Lexikon einzutragen, die ihm bis dahin völlig unbekannt waren. Der Ursprung dieser Idiotismen mag teils altpreußisch und litauisch sein; manches aber dürfte sich auch als Verstümmelung, als Entstellung lateinischer Wörter erklären, die durch den Ritterorden und die Kirche hier in Umlauf gesetzt wurden. Als Beispiele der ersteren Art nenne ich den Ausdruck Marjell für Dirne, Mädchen überhaupt, Dupps für den Allerwertesten, Peede für das Tragholz zu

Wassereimern, das in Niedersachsen Schame heißt; Schmand für Sahne; Glumse für dicke Milch, welche käset; als ein Beispiel der zweiten Art Kumst für Kohl, nämlich Weißkohl, welches Wort in der ganzen Provinz Ost- und Westpreußen gebräuchlich ist. In Danzig gibt es sogar einen eigenen Kumstmarkt. Dies Wort enträtselte mir Herr Dr. Motherby sen. durch das lateinische compositum, indem er in alten Rechnungen die Schreibung Compost gefunden hat, woraus die plattdeutsche Mundart in der Zusammenziehung Kumst gemacht hat. Man müßte es sich als das vorzüglich beliebte Beigericht denken. Der Totenschmaus heißt Zarm, was vielleicht einem lateinischen Worte durch Korruption angehört. — Es sind hier auch noch einige Wörter in der ursprünglichen Bedeutung heimisch, welche sie bei den Schriftstellern des Mittelalters haben. Die Provinzaldialekte hüten gleichsam noch die alten Schätze als lebendige Reliquien; der eine hat dies, der andere ein anderes Wort aufbewahrt, z. B. liederlich heißt hierselbst noch fröhlich, munter. Wenn die sprudelnde Ausgelassenheit eines jungen Mädchens gemüthlich geschildert werden soll, so sagt man: „das ist mal eine liederliche Marjell!“, aber das Wort hat, lächelnd ausgesprochen, gar keine üble Nebenbedeutung. So heißen die Verkäuferinnen grüner Ware, die in Danzig Grünfrauen genannt werden, überhaupt die Hökerinnen, Kuppelweiber, ohne daß dabei irgendwie an das erotische Gebiet, desto mehr vielleicht an das lateinische caupo zu denken wäre. — In der Aussprache herrscht die Neigung, das e vor einem Konsonanten zu Anfang der Wörter als

a zu sprechen, z. B. aßen für essen, Masser für Messer, Taller für Teller usf. zu sagen.

*Präpositionen.* Sehr auffallend ist für den, der aus Deutschland nach Königsberg kommt, der eigentümliche Gebrauch der Präpositionen In und Bei. In wird nämlich bei Wirtshausschilden gebraucht, wo man sonst zu sagt, z. B.: Im Triumphbogen, in der guten Hoffnung, im Engelkrug. In Deutschland sagt man: Zum Triumphbogen usf. Sollte sich hierin etwas Phlegmatisches, Seßhaftes ausdrücken? Sollte der Deutsche mehr das Ziel gegenwärtig haben, dem er zustrebt, der Preuße mehr das Angekommensein, das Ruhen im erreichten Ziel? — Bei aber wird gesagt, wo in Deutschland mehr das Von üblich ist, z. B. Buchbinderei bei Wolf. In dem Von schimmert mehr die Abhängigkeit der Sache von der Person durch, in dem Bei erscheint der Zusammenhang von Sache und Person äußerlicher.

*Lieblingswendungen.* Jedes Gemeinwesen erzeugt aus seinem innersten Gesamtgemüt gewisse Wörter und Redensarten, in denen es seinen epischen Vorrat hat, worin alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten sich bewegen, worin die Angeln der Unterhaltung befestigt sind. Dahin gehört für Königsberg zunächst der Gebrauch der Interjektion: Na. Ferner gehört dahin der Zug, die Substantive zu Diminutiven zu machen. Man hört von nichts als von Hauschen, Stubchen, Korbchen, Bootchen, Brodchen usf. reden, ja die Verkleinerungstendenz geht so weit, daß aus dem Was

ein Waschen, Du sogar ein Duchen, Duke gemacht wird, welch letzteres, unter Liebenden mit zärtlichem Akzent gesprochen, sich in der Tat vortrefflich ausnimmt. Diese Diminutivform rührt unstreitig aus dem Plattdeutschen her, das früherhin hier fast ganz allgemein gesprochen worden. Im Plattdeutschen ist diese Form teils eine gewisse Naivität, teils eine Verstärkung der Endsilbe. Wenn man sagt: Huus, so klingt das etwas eintönig, sagt man: Huske, so liegt darin ein eigener lieblich komischer Zug, der allerdings nur demjenigen recht fühlbar sein dürfte, der Plattdeutsch versteht. Sage ich: Stooove, so verklings die Endsilbe sehr flüchtig; sage ich: Stooovke, so wird sie mehr hervorgehoben. Daß das Plattdeutsch in der Tat das Prinzip dieser Diminutivbildungen ist, geht auch daraus hervor, daß man: Hauschen, nicht Häuschen; Brodchen, nicht Brödchen; Korbchen, nicht Körbchen usw. sagt. — In der Personalanrede ist das vornehmste Schmeichelwort, das aber, wie Orden und alle Schmeicheleien, höchst verschwenderisch angewandt wird, der Ausdruck: Trautster, Trautste. —

Unter den Schimpfworten steht das Wort Krät (Kröte) oben an. Es wird in entsetzlichen Kombinationen durch das ganze Alphabet von der Aaskrät und Beeskrät an bis zur Wetterkrät und Zankkrät durchgeschimpft und selbst zum Adjektivum gemacht; ein krätscher Mensch ist der Superlativ von Schlechtigkeit, der von jemand ausgesagt wird. — Es versteht sich von selbst, daß solche Stichwörter, Lieblingsphrasen periodisch sind und daß mit der veränderten Bildung, mit dem verwandelten Bewußtsein,

manche von selbst verschwinden, um andern Platz zu machen, deren der Geist für seine neuen Richtungen bedarf. So glaube ich beobachtet zu haben, daß ein eigener abweisender Ausdruck: Ä wo, in verfeinerter Aussprache: I wo, mit welchem der Königsberger eine positive Frage oder Behauptung negiert, in den letzteren Jahren seltener geworden ist. Der Gebrauch dieses Ä wo läßt sich nur dem des Na nu an die Seite stellen und ist oft so eigentümlich, daß nur ein geborener Königsberger ihn am rechten Ort und im rechten Ton mit angemessener Gestikulation vorzubringen imstande sein wird. Wenn z. B. von jemand die Rede wäre, von dem ich glaubte, daß er im Besitz eines großen Vermögens sei und ich sagte nun: X hat ja wohl bedeutendes Vermögen?, so würde, dies zu verneinen, der echte Königsberger mit unnachahmlicher Schärfe und naiver Verwunderung, der aber Ironie und Spott beigemischt sein muß, sagen: Ä wo!

*Einwirkung von Dialekten.* Das Deutsch, welches in Königsberg gesprochen wird, geht von dem mit der Schriftsprache übereinstimmenden der gebildeten Stände durch zahllose Nuancen in das Plattdeutsch über, welches einmal als die allgemeine geschichtliche Basis des hiesigen Idioms anzusehen ist. Jene Nuancen bilden im ganzen das, was man Jargon nennt. Als Regel ist jedoch die Abwechslung des Hoch- und Plattdeutschen anzunehmen. In betreff des Konflikts des Hochdeutschen mit dem Plattdeutschen treten darin zwei Schwankungen hervor: 1. kann das Hochdeutsche ins Plattdeutsche hinunter-;

2. das Plattdeutsche ins Hochdeutsche hinaufschwanken. Das erstere ist natürlich bei den sogenannten gebildeten Ständen, das zweite mehr bei dem sogenannten Volke der Fall. Diejenigen von den Gebildeten, die viel mit dem Volke verkehren müssen, werden endlich ebenso zu einem gewissen festen System der Mischung gelangen, als diejenigen aus dem Volke, die in einer beständigen Berührung mit Gebildeten leben. Das erstere ist z. B. mit Mäklern, das zweite mit dem Hausgesinde der Fall, das in der Regel unter sich plattdeutsch, mit der Herrschaft aber ein plattdeutsch-modifiziertes Hochdeutsch redet, ein Dualismus, der Fremden, die aus Gegenden kommen, in denen, wie im Königreich Sachsen, solche Sprachgegensätze gar nicht existieren, höchst seltsam erscheint. Bei diesem Fixieren der Mischung ist der Hauptpunkt die Verwechslung von Mir und Mich, Sie und Ihnen, Sein und Sind. Dies kommt daher, weil im hiesigen Plattdeutschen, der Dativ nicht Mir, sondern Mi lautet, dem Plattdeutschen das Mir also ungewohnt ist und er an seiner Statt, wenn er hochdeutsch reden will, eher mich sagt; für mich aber, das Plattdeutsch Mick lautet, sucht er etwas anderes zu sagen, weil er einen Fehler zu machen fürchtet, wenn er hochdeutsch im Grunde eben so spricht, als plattdeutsch und daher macht er einen Fehler und sagt nun mir statt mich. Z. B.:

Hiesiges Plattdeutsch: He hefft mi geschlaane.

Hochdeutsch: Er hat mich geschlagen.

Jargon: Er hat mir geschlagen; was hier vom Gesinde usf. durchweg gesagt wird.



## Oder:

Plattdeutsch: Eck wöll mie e Gaarde maake.

Hochdeutsch: Ich will mir einen Garten machen.

Jargon: Ich will mich enen Garten machen.

Sie und Ihnen aber werden aus demselben Grunde, wie mir und mich, verwechselt. Das aus dem Plattdeutschen herkommende Bewußtsein spricht daher im Jargon: Ich muß Sie man sagen. Im Plattdeutschen würde dies hier richtig lauten: Eck mott enne man segge. Wo aber das Se des Plattdeutschen mit dem Sie des Hochdeutschen ganz richtig übereinstimmt, wird das Richtige aus Furcht, einen Fehler zu machen, wieder vermieden und daher Ihnen gesagt; z. B.: „Ich habe nicht die Ehre, Ihnen zu kennen.“

Sein und Sind werden ebenfalls verwechselt, weil im Plattdeutschen Sind ebensowohl den Infinitiv als die dritte Person Pluralis im Indikativ wie im Konjunktiv bezeichnet. Über die Art und Weise, wie diese Verwechslung selbst in der Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts, selbst bei Kant noch, sich geltend macht, sehe man meine Vorrede zur Gesamtausgabe von Kants Werken Bd. I, S. XVIII, nach. Wenn der Jargon z. B. sagt: „Es werden wohl neun Schiffe angekommen sind“, so ist dies sind eigentlich der Infinitiv. Merkwürdig ist auch noch die Art, wie Sein für Dasein, Gegenwärtig sein gebraucht wird. Es heißt hier z. B.: der Herr ist, d. h. er ist zu Hause; oder: das Essen ist, d. h. es ist fertig, angerichtet.

Aber nun muß man das Durcheinander von Konstruktionen und Formen im lebendigen Verkehr vernehmen, um die taumelnde Empfindung zu bekommen, welche durch dies Zusammenschweißen des Heterogenen in uns hervorgerufen werden kann. Oft, es ist wahr, entsteht durch das Herüber und Hinüber des Hoch- und Plattdeutschen eine außerordentlich komische Wirkung, aber im ganzen, glaube ich, muß man Wienbarg Recht geben, wenn er die Meinung in einer eigenen Broschüre aussprach, daß wir das Verschwinden des plattdeutschen Idioms eher zu begünstigen als zu verhindern hätten, denn in der hochdeutschen Sprache, wie sie in der Schriftsprache sich immer normiert, liegen doch einmal unsere wahrhaften Bildungsquellen. Das Plattdeutsch hat es zu keiner nationalen, nur zu einer provinziellen Literatur gebracht. So lange sich daher das Bewußtsein innerhalb des plattdeutschen Idioms festhält, hält es auch an dem darin mitgesetzten Sondergeiste fest. Wo nun das Plattdeutsche noch rein gesprochen wird, gibt es natürlich dem ganzen Menschen noch eine nachhaltige Einheit, in der vornehmlich eine eigene schalkische Laune und ein tüchtiger, wiewohl sehr materieller Verstand walten. Wo es aber durch die Verschmelzung mit Hochdeutschem seine Haltung verliert, wird es für den Geist eine Plage, wie alle Halbheit. Im allgemeinen springt hier noch die Sprache von dem Plattzum Hochdeutschen und umgekehrt über, aber die regellose Mischung wird doch auch vielfach gehört und ist der Übergang zum Untergang des Plattdeutschen, ein fatales Stadium. Wenn z. B. jemand im Jargon spricht,

wie folgt: „Datt näjeste Jahr will ich mir schon in acht nehmen; et soll mich nich zum zweeten Mal begegnen, daß er mir so grob antworten darf. Watt hebb' ick ihm denn eigentlich ook getan“ usw., so muß man doch gestehen, daß eine solche Mengerei, eine solche Gebrochenheit der Sprache, wie man sie hier aber vom ersten besten auf der Straße hören kann, auch ein in sich unharmonisches Bewußtsein, einen Bruchgeist voraussetzt.

# R I C H A R D   W A G N E R

wurde am 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren. Nach Königsberg zog ihn Anfang August 1836 seine Braut, die Schauspielerin Planer, die ihm Hoffnung auf die Stelle des Theaterkapellmeisters machte. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch, und Wagner geriet in die mißlichste Lage. Dennoch heiratete das Paar — die Trauung fand am 24. November 1836 in der Tragheimer Kirche statt — und bezog eine Wohnung im Hause Steindamm 111, Ecke Monkengasse (heute durch ein Relief kenntlich gemacht). Die Ehe war nicht glücklich. „Das Jahr, welches ich in Königsberg zubrachte, ging durch die kleinlichsten Sorgen gänzlich für meine Kunst verloren“, schrieb Wagner später. Als er die ersehnte Stelle wirklich erhielt, machte die Direktion bankerott. Sicher ist, daß er zum mindesten ein Orchesterkonzert im Theatersaal dirigierte. „Herr Musikdirektor Wagner dirigierte das Ganze mit imponierendem Anstand und suchte sich von dem Fehler, mit beiden Armen zu dirigieren, dadurch zu schützen, daß er einen beständig in die Seite stemmt.“ (Königsberger Kritik.) Von hier ging Wagner im Sommer 1837 nach Berlin, nach Dresden und dann

*nach Riga. Noch einmal sollte Wagner von ferne Königsberg sehen: als er Schulden halber aus Riga floh und auf seiner Flucht in Arnau übernachtete, denn Königsberg wagte er seiner hiesigen Gläubiger wegen nicht zu betreten. An unserer Stadt vorüber ging die Reise nach Pillau und von dort nach Paris und endlich, nach vielen Leiden, hinauf zum Ruhm, der ihm durch die Gunst des Bayernkönigs in Bayreuth, im Hause Wahnfried, eine Heimat bereitete. Am 13. Februar 1883 starb der Tonkünstler in Venedig.*

Der Deutsche ist eckig und ungelenk, wenn er sich manierlich geben will; aber er ist erhaben und allen überlegen, wenn er in Feuer gerät.

Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben.

Im Innern wird dem Edlen die Welt gestaltet; nur dem gemeinen Toren entsteht sie von außen.

Wir dürfen nur wissen, was wir nicht wollen, so erreichen wir aus unwillkürlicher Naturnotwendigkeit ganz sicher das, was wir wollen, das uns eben erst ganz deutlich und bewußt wird, wenn wir es erreicht haben.

Nun möge aus mir werden, was da wolle, wenn nur das aus mir wird, was meiner Natur nach aus mir werden soll, so werde ich das Rechte.

Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe.

Der Blick über die Welt hinaus ist der einzige, der die Welt versteht.

Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache, wie das Gefühl Anfang und Ende des Verstandes, der Mythos Anfang und Ende der Geschichte, die Lyrik Anfang und Ende der Dichtkunst ist.

Die Musik spricht nicht die Leidenschaft, die Liebe, die Sehnsucht dieses oder jenes Individuums in dieser oder jener Lage aus, sondern die Leidenschaft, die Liebe, die Sehnsucht selbst, und zwar in den unendlich mannigfaltigen Motivierungen, die in der ausschließlichen Eigentümlichkeit der Musik begründet liegen, jeder anderen Sprache aber fremd und unausdrückbar sind. Jeder soll und kann nach seiner Kraft, seiner Fähigkeit und seiner Stimmung aus ihr genießen, was er zu genießen und zu empfinden fähig ist!

Im Reiche der Harmonie ist nicht Anfang und Ende, wie die gegenstandslose, sich selbst verzehrende Gemütsinbrunst, unkundig ihres Quells, nur sie selbst ist, Verlangen, Sehnen, Stürmen, Schmachten, — Ersterben, d. h. Sterben ohne in einem Gegenstande sich befriedigt zu haben, also sterben ohne zu sterben, somit immer wieder Zurückkehr zu sich selbst.

Das älteste, echtste und schönste Organ der Musik, das Organ, dem unsere Musik allein ihr Dasein verdankt, ist die menschliche Stimme.

Die menschliche Stimme ist die praktische Grundlage aller Musik, und, soweit diese sich auf dem ursprünglichen Wege entwickeln möge, immer wird doch die kühnste

Kombination des Tonsetzers oder der gewagteste Vortrag des Instrumentalvirtuosen an dem rein Gesanglichen schließlich das Gesetz für seine Leistungen wieder aufzufinden haben.

Im Gebiete der Instrumentalmusik ist es, wo der Künstler, frei von jedem fremden und beengenden Einflusse imstande ist, am unmittelbarsten an das Ideal der Kunst zu reichen.

Das Wesen der höheren Instrumentalmusik namentlich besteht darin, in Tönen das auszusprechen, was in Worten unaussprechbar ist.

Die Musik kann nie und in keiner Verbindung, die sie eingeht, aufhören, die höchste, die erlösende Kunst zu sein. Es ist dies ihr Wesen, daß, was alle anderen Künste nur andeuten, durch sie und in ihr zur unbezweifelsten Gewißheit, zur allerunmittelbarst bestimmenden Wahrheit wird. — Sie ist allein des ihr eigentümlichen Ernstes wegen so keuscher, wunderbarer Art, daß alles, was sie berührt, durch sie verklärt wird.

Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach.

Glücklich das Genie, dem nie das Glück lächelte! — Es ist sich selbst so ungeheuer viel: was soll ihm das Glück noch sein?

*der Rechtsgelehrte, Geschichtsforscher und Schriftsteller, wurde am 9. Februar 1834 zu Hamburg geboren, doch fühlte er sich stets als Süddeutscher, da er in München aufwuchs. Der Würzburger a. o. Professor des Rechts erhielt 1872 die Berufung nach Königsberg. Am 2. September langte er in „Thule“-Königsberg an. Hier vermählte er sich in zweiter Ehe mit Therese, Freifräulein von Droste-Hülshoff, und brachte 1876 seinen „Kampf um Rom“ heraus. Durch seine Seltsamkeit gab das Ehepaar Dahn viel Stoff zur Anekdotenbildung, doch fand es auch viel Freundschaft und Gastlichkeit, so daß der Abschied aus der „lieben, alten Pregelstadt“ Ende Dezember 1887 ihm trotz des wenig zusagenden Klimas (Der Wind, der Wind ist ein himmlisches Kind, aber am Pregel ist er ein Flegel)*



*recht schwer fiel. Er ging nach Breslau, wo er am 3. Januar 1912 starb. Bemerkenswert als Wiedererwecker germanischen Altertums und als Balladendichter („Die Mette von Marienburg“).*

## DIE SCHNEEBALLSCHLACHT

Nicht ungestraft war ich bekannt geworden in Ostpreußen und auch meine Geneigtheit, Ja zu sagen, kann ich helfen und fördern: so feierte denn zuletzt kein Verband von Kriegern oder Sängern oder Turnern oder Schützen oder Ruderern oder Gärtnern oder Theater- oder Kauf- oder Feuerwehr- oder Eisenbahn-Leuten oder eine Zeitung in irgendeiner ostpreußischen Stadt ein Jubelfest, — ein Prolog von mir mußte geschmiedet werden: auch auf manchem Kriegerdenkmal in der Provinz steht ein Spruch von mir.

Und so ist es denn auch kein Wunder, daß es geschah, und nicht eitle Ruhmrede, daß ich es sage: da ich 16 Jahre in Königsberg lebte und nach verschiedenen Richtungen hin ziemlich bekannt wurde, entstand allmählich ein schönes, vertrauliches Verhältnis zwischen mir und den Königsbergern „als solchen“: ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll. Sie hatten — selbstverständlich unter Wahrung ihres kantischen Kritizismus — sozusagen: ihre Freude an mir: es war ihnen recht, daß ich unter ihnen lebte, ja ich schien zu Königsberg zu gehören, wie der Schloßteich. Oder wie Wichert: daß wir beide — endlich — gingen, haben sie wie eine Art Ungehörigkeit

angesehen. Aber am meisten hatte ich „Liebe“, wie man am Pregel statt Beliebtheit sagt, bei der Jugend, d. h. (abgesehen von meinen Hörern) bei den Gymnasiasten, die bei der Vorlesung und Aufführung meiner Dramen meine — freiwillige — Claque bildeten.

Nun lag wenige Minuten nördlich von meiner Wohnung in Hinter-Tragheim das Wilhelms-Gymnasium: die jungen Helden kannten mich fast alle, da täglich unsere Wege sich kreuzten, wenn sie im Winter nach 4 Uhr aus der Anstalt an meiner Wohnung vorbei nach Hause gingen und ich aus der Türe trat, in die Universität zu gehen. Einmal nun fand ich bei dem Heraustreten, daß bei der täglichen Schneeballenschlacht all zu viele Große über die Kleineren hergefallen waren und sie arg bedrängten: von Knabenzeit an ein leidenschaftlicher Schneeballwerfer, Kämpfer im allgemeinen und Verfechter der bedrängten Unschuld: so auch in diesem Fall, warf ich mich mit Leidenschaft und mit achilleischem Erfolg für die Jüngeren in das Gefecht und brachte, ein Rächer der Kleinen, den Älteren eine an Kopf, Ohren und Antlitz — meinen alleinigen Zielen — empfindliche Niederlage bei. (Ach, wenn ich doch so zielsicher dichten wie werfen könnte!) Aber nun hatte ich mir durch diesen Sieg den Winter-Frieden für immer verwirkt! Sowie ich um 4 Uhr aus der Tür trat, fiel, falls nur irgend ballbaren Schnee Gott Ullr gewährte, ein ganzes Rudel von heimwärts trachtenden Gymnasiasten über mich her, denen es offenbar höherer Reiz war, den Professor Dahn zu werfen, als ihre Genossen. Einige hielten dann auch wohl zu mir. Das

Ganze verlief aber in dem sonst um diese Zeit ziemlich menschenleeren Hinter-Tragheim so nett, so liebenswürdig, so ohne jede Rohheit oder lärmende Ungebühr, daß ich mich täglich auf die Schneeballschlacht freute! Der Sohn meines verehrten Amtsgenossen Schirmer, mein lieber junger Gönner Hanns Schirmer, der mich auch in Schlesien nicht vergessen hat, war stark beteiligt und bedauerte, wenn sich im Mai der Schnee in Schmutz verwandelte.

Hierbei muß ich auch diese Jugendstufe der Ostpreußen warm loben; von dem Hinter-Tragheim hinweg, an dem Theater vorbei, gelangte man sofort auf den Platz vor der Universität, auf dem die geheimsten Geheimräte, die theologischsten Theologen und die zopfigsten Zöpfe unter meinen Amtsgenossen ihren nachmittäglichen Vertiefungsgang zu halten pflegen. Ein paarmal hatten mich nun die „Jungs“ mit ihren Würfeln bis auf diesen Platz verfolgt, über welchen Anblick einer meiner mir an Weisheit, namentlich aber an Würde, überlegensten Amtsgenossen und Mißgönner vor Entrüstung in den Schnee zu sinken drohte. Ich sah nun aber auch selbst ein, daß, wenn der „ästhetische Verseemacher“, der sogar, ward er bei Aufführung seiner Stücke gerufen, auf der Theaterbühne erschien, nun auch noch öffentlich sich mit Gymnasiasten schneeballte, ein disziplinarisches Einschreiten gegen Dichtung, Nicht-in-die-Kirche-gehen und Schneebällen „in idealer Konkurrenz“ nicht länger mehr hintangehalten werden konnte. Ich stellte daher die Jungs und: „Jungs“, — sagte ich, — „es wird — wie bisher —

fortgeschneeballt: aber nur bis an's Theater. Nicht mehr da, wo man's von der Universität aus sehen kann. Sonst komm' ich in den Karzer.“

Musterhaft haben sie's eingehalten, die wackern „Jungs“ von Ostpreußen. Hart abgeschnitten war der Fehde wildester Gang, sobald die Ecke des Universitätsplatzes erreicht war. Das ist gute, stramme, preußische, ostpreußische Zucht. Ich würde mich an Oder, Main und Isar nicht fest darauf verlassen, daß nicht die Lebhaftigkeit über die Stränge schläge.



BIBLIOTEKA  
UNIwersytecka  
GDAŃSK

MOVA

T 522315

Nie pożyczaj się do domu